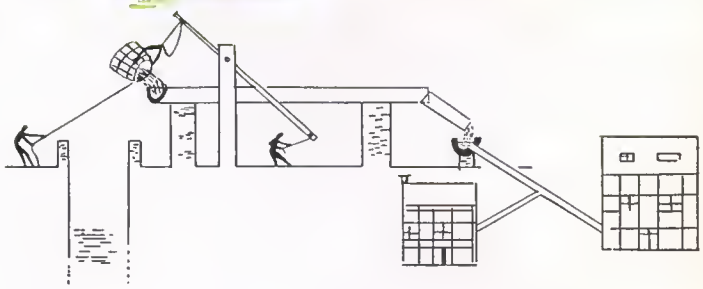
DER SPIEGEL

11. JAHRGANG • NR. 52
25. DEZEMBER 1957 • 1 DM
ERSCHEINT MITTWOCHS
VERLAGSORT HAMBURG

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT

Antiquitätenhändler Bernheimer (siehe „Kunsthandel")



Im Mittelalter halte man das Heilwasser mit dem Schöpfzuber aus der Brunnenstube der Mineral- und Thermalquellen, um es dann über ausgehählte Stämme in die Badhäuser zu leiten.

Seit über einem Jahrhundert hat das Stahlrohr die Aufgabe übernommen, das Wasser von seinem Ursprung bis zu seinem Verwendungsart zu bringen. Unsere Werke waren an der Entwicklung der nahtlosen und geschweißten Stahlrahre maßgebend beteiligt. Der Erfahrungschatz van vier Generatianen und die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft vereinigen sich in der Qualität unserer Produkte.

Fordern Sie bitte unsere Druckschriften an!

PHOENIX-RHEINROHR AG

VEREINIGTE HÜTTEN- UND RÖHRENWERKE DÜSSELDORF

IN DIESEM HEFT

INLAND

NATO . . . . . Seite 11

BUNDESWEHR . . . . . Seite 17
Leiter der Forschungs- und Entwicklungsabteilung im Bundesverteidigungsministerium stand unter dem Verdacht fahrlässigen Landesverrats — Machte einem Rüstungsinteressenten schriftlich detaillierte Angaben über Raketentreibstoff-Erprobung in der Bundesrepublik. („Fahrplan für Agenten")

KRAFTFAHRT . . . . . Seite 25
Versicherungsgesellschaften wollen Beiträge der Klein- und Volkswagenfahrer um 30 Prozent erhöhen — Die von Erhard angeordnete Überprüfung der KFZ-Versicherungsgesellschaften hat nur formale Bedeutung, da Prüfungsrichtlinien vorher bekannt wurden („Beitragserhöhung nach PS")

BUNDESLÄNDER . . . . . Seite 28

INDUSTRIE . . . . . Seite 28

GEMEINDEN . . . . . Seite 30

AUSLAND

INTERNATIONALES . . . . . Seite 33

MITTLERER OSTEN . . . . . Seite 35
England und Sowjet-Union wollen Israel zu Gebietsabtretungen zwingen, um sich arabische Sympathien zu sichern — Israel befürchtet Friedensregelung nach dem Muster des Münchner Sudetenabkommens von 1938 („Die tschechische Lösung")

UNGARN . . . . . Seite 37

ASIEN . . . . . Seite 38
Indochinesisches Königreich Laos vereinigte als erstes Land der Welt sein im Kalten Krieg gespaltenes Staatsgebiet — Rivalität zweier Brüder aus dem Königshaus führte zum Bürgerkrieg („Einigung unterm Sonnenschirm")

ENGLAND . . . . . Seite 40

KULTUR

KUNSTHANDEL . . . . . Seite 42

FERNSEHEN . . . . . Seite 53
Amerikanische Fernsehsender bieten neue Publikumsattraktion — Veranstalten Prominenten-Interviews in der Art von Polizeiverhören („Bis die Seele heraushängt")

BÜCHER . . . . . Seite 54

STÄDTEBAU . . . . . Seite 56

FORSCHUNG . . . . . Seite 60
Erste unterirdische Atomexplosion erbringt Beweis, daß A-Waffenversuche geheimgehalten werden können — Auswertung der Versuchsergebnisse läßt es als möglich erscheinen, unterirdische Atomexplosionen zur Stromerzeugung auszunutzen („Die Kochkiste")

FILM . . . . . Seite 61

SCHALLPLATTEN . . . . . Seite 62
Französischer Jesuitenpater trägt in „Großgottesdiensten" selbstgefertigte religiöse Chansons vor — Schallplatten mit seinen gottlobenden Schlagerliedchen erreichen Bestsellerauflagen („Nach dem Song die Predigt")

SPIEGEL-GESPRÄCH . . . . Seite 20

PERSONALIEN . . . . . Seite 65

RÜCKSPIEGEL . . . . . Seite 66

HOHLSPIEGEL . . . . . Seite 66

BRIEFE

NATO-NARKOSE (Nr. 50/1957, Jens Daniel)

Aufrichtigen Dank für das Wiedererscheinen des Herrn Jens Daniel und für Ihre Großzügigkeit, diesem Kommentator der „Offenen Wahrheit" (neuer Beweis: sein Nato-Artikel) so viel Raum für seine brillanten, einzigartig scharf formulierten Aufsätze zu überlassen.

Ingolstadt — HANS HALBICH

Es war ein Genuß, in den letzten zehn Wochen den SPIEGEL ohne die ätzenden, kleingeistigen Angriffe von Jens Daniel zu lesen.

München 22 — DR. ALEXANDER SCHNEIDER

Es wäre interessant zu wissen, wer von den „Berufenen" liest, was Jens Daniel schreibt, und auf wie viele das im positiven Sinne überhaupt Einfluß hat — und sei es nur in der Weise, daß sie wenigstens mal darüber nachdenken. Es sind wohl wenige. Die anderen werden sich allenfalls daran erinnern, wenn es ihnen durch ihren eigenen Unsinn eines Tages vielleicht dreckig geht.

Radolfzell — DR. MED. FRITZ BAUMGARTEN

Das Gebell Ihres Redaktions-Dackels Jens Daniel bezieht seine Wirkung leider nur aus effektvoll geschachtelten Wortverbindungen, die durch ihre hemdsärmelige Aggressivität bestechen!...

Berlin-Steglitz — HANS H. MANN cand phil

Liest man den Text der Vorträge Kennans, und liest man den Nato-Artikel Jens Daniels, so glaubt man wieder an die Logik als Fundament politischer Gedankengänge und Ideen.

Mainz — DR. M. WENZEL

Sie stellen die Frage: „Nato, und was weiter?" Dazu möchte ich die Gegenfrage stellen: „Neutralisierung, und was dann?" Zugegeben, die Vorstellung ist verlockend: keine Bindung mehr an die Nato, keinen Ärger mit den Besatzungskosten, Ersparnisse durch Beschränkung der Bewaffnung, blühender Wohlstand und Friede allenthalben. Gewiß, aber doch nur solange, als es den lieben Nachbarn gefällt...

Heidelberg — DR. HANS RUPRECHT HENSEL Diplom-Chemiker

Die „Politik der Stärke" und die Wiederaufrüstung sind nichts anderes als die Folgen des Erwachens aus dem Dornröschenschlaf, aus dem der Osten bis zum Ausbruch des Koreakrieges im Jahre 1950 machtpolitisches Kapital geschlagen hatte. Worauf es jetzt ankommt, ist, aus einer starken Position des Westens heraus die russische Führung auf die Ernsthaftigkeit ihrer Rückzugsangebote zu testen.

Aachen — HERBERT LANDGRÄBER

Sie sollten auch dann realistisch sein, wenn liebgewordene Vorstellungen in die Brüche und SPIEGEL-Abonnenten zu Verluste gehen . . . Die Politik der Bundesregierung ist der *freien* Wiedervereinigung weder nützlich noch in irgendeiner Weise abträglich. Über das Kapitel gesamtdeutscher deutscher Geschichte wurde längst der Schlußstrich gezogen — noch ehe Jens Daniel darüber nachzudenken begann.

München — X. KASTMÜLLER

Wenn man den jahrelangen, leider aussichtslosen Kampf Jens Daniels für den gesunden Menschenverstand miterlebt hat, kann man sich nur wundern, daß er noch nicht resignierte. Was nützt es, wenn einige tausend Menschen seine Sorgen teilen. Die restlichen Millionen diskutieren über das

BECK's BIER

...löscht Männer-Dürst!

Kein schlechter Anfang

das neue Jahr mit einem BECK's zu beginnen, wenn man schon in fröhlicher Runde zusammensitzt. Also – dann hinein ins neue 365-Tage-Rennen, es wird schon schiefgehen.

BECK's, das köstliche Bier aus Deutschlands größter Export-Brauerei, gibt's auch im nächsten Jahr. Ein Grund, sich selbst oder anderen des öfteren genießerisch zuzuprosten. Auf Ihr Spezielles: Ein BECK's!

Ob Sie geschäftlich

oder zum Vergnügen reisen –

Wählen Sie die **Sonnenroute**

Die INDEPENDENCE und CONSTITUTION befahren die berühmte „Sonnenroute", die im zauberhaften Mittelmeer beginnt. Diese schönste Reiseroute nach den USA können Sie wie einen Urlaub genießen. Für Abwechslung und Zerstreuung in angenehmer Gesellschaft sorgen Bordfeste und Filme, Schwimmbad und Sport. All das macht eine Reise auf diesen eleganten Schiffen unvergeßlich. Und denken Sie daran: Es ist so praktisch, Ihr Schiff im direkten Schlafwagen zu erreichen!

Nächste Abfahrten nach New York

von	Neapel	Genua	Cannes	Algeciras
Independence	Jan. 30.	31.	Feb. 1.	3.
Constitution	Feb. 8.	6.	—	10.
Independence	Feb. 23.	24.	25.	27.
Constitution	März 1.	2.	2.	4.
Constitution	März 23.	24.	24.	26.

Wenden Sie sich bitte an Ihr Reisebüro!

CONSTITUTION
INDEPENDENCE

Vertretungen in:
Frankfurt/Main: Riedel & Co., Kaiserstraße 72
Hamburg: H. C. Röver G. m. b. H., Bohnenstraße 6-8
München: Münchener Verkehrsbüro W. Höfling, Bahnhofplatz 6
Stuttgart: Rominger G. m. b. H., Königstr. 20, Marquardtpassage

AMERICAN EXPORT LINES

Gesund, schlank, erfolgreich durch **Heimsauna** Kreuz-Thermalbad Mod. 50

Genießt Weltruf. In mehr als 70 Ländern in Gebrauch. **Seit über 50 Jahren bewährt bei Rheuma, Ischias, Lumbago, Neuralgie, Fettleibigkeit, Kreislaufstörungen usw. Vorbeugung, Entschlakkung.** Bekömml., gut verträgl., keine Überbelastung v. Herz- u. Kreislauf, da diffuse Reflexion d. Infrarot-Wärme. Ratenzahl., achttägige unverb. Probe. Kostenl. Lit. u. Pr.

HEIMSAUNA G.m.b.H.
Abteilung Sp. München 15, Lindwurmstraße 76

Element-Norm-Regale aus Holz

D.B.P.a. Ohne Werkzeug schnell auf- und umgebaut. Fächer alle 5cm verstellbar. Für jeden Raum und Verwendungszweck, in Höhe, Tiefe und Breite lieferbar. Stabil u. Tragfähigkeit bis zu 600 kg/qm.

Durch genormte Serienfabrikation äußerst preiswert

L. Zedlitz KG., Element-Gestellbau
Wiesbaden, Albrechtstraße 15, Telephon 2 79 52

HOEHL ... *ein großartiger* *SEKT*

neueste Automodell und die Verbrechen aus den Groschenblättern . . . Es bleibt allein der Trost, daß das nächste Morden nicht fünfeinhalb Jahre dauern wird. In drei Tagen ist alles vorbei.

Köln — HANS-OTTO THÖRNER

Auch eine Legion Jens Daniels würde die Sturheit der Bundesregierung, besonders in außenpolitischen Belangen, nicht ändern. Bonn hat das sogenannte deutsche Wirtschaftswunder gepachtet. Das ist eine Betonwand der Unvernunft, die selbst noch so viele H- und A-Bomben nicht umwerfen.

Hamburg-Sasel — FRIEDRICH VORRATH

Unser Kabinett scheint einige gründliche Nachhilfestunden in Geographie nötig zu haben, sonst wäre es nicht möglich, daß man von Bonn aus die Ostgrenze Deutschlands und Europas an der Elbe sieht.

Kleinheppach (Wttbg.) — GÜNTER BECK

Wilhelm II. hat es bereits mit dem Säbel hinter sich, Hitler mit den Stukas ebenfalls, warum Adenauer nicht mit den Atomsprengsatzköpfen als „Weiterentwicklung der normalen Artillerie". Das Rasseln liegt uns nun einmal. Vielleicht aber hat man ja Glück und setzt dieses Mal auf das richtige Pferd. Dann können die letzten Germanen am Lagerfeuer zünftig beim Met die Siegesfeier halten, und Großdeutschland ist wieder da. Zum Mond brauchen wir dann auch nicht mehr. Den haben wir dann landschaftlich auf Erden.

Bremen — ALFRED DEGENER

FETISCH-FÜHRER (Nr. 49/1957, Jens Daniel)

Man kann den Daniel-Kommentar „Die Schein-Präsidentschaft" nur unterstreichen. Aber man muß weiterfragen: Wie war es um Gesundheit und Qualifikation Roosevelts bei seiner zweiten und erst recht bei seiner dritten Wahl bestellt? War nicht auch da der Parteiegoismus entscheidend?

Bad Mergentheim — W. STAHLER

Welche menschliche und charakterliche Größe würden Staatsmänner beweisen, wenn sie freiwillig aus gesundheitlichen oder Altersgründen ihr verantwortungsreiches Amt jüngeren und robusteren Menschen zur Verfügung stellen würden. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, daß es in der westlichen Welt keine qualifizierten Politiker geben soll, die der listigen Bauernschläue und zielstrebigen Grobheit eines Herrn Chruschtschew gewachsen sind. Allerdings dürften sie nicht zur blaublütigen Hochdiplomatie gehören, die bei jedem groben Wort oder nach jedem Glas Wodka Zustände bekommt . . .

Berlin W 30 — MANFRED DESSAU

Nun schreibt er wieder, der Jens Daniel — zum Ärger von vielen, die ihn wohl nie verstanden haben, zur Freude derer, die noch wissen, was echte Demokratie ist. Mit seiner „Schein-Präsidentschaft" hat er einen schon lange schwelenden Krankheitsherd aufgedeckt: den blinden Führerglauben in der Demokratie, der deshalb so gefährlich ist, weil ihn die von scheindemokratischen Managern eingelullte Masse nicht erkennt. Fetisch-Führer oder Diktatoren — welches Volk ist mehr zu bemitleiden?

Darmstadt — HEINZ-PAUL BECK

KÄUFER-KUMMER (Nr. 51/1957, Briefe)

SPIEGEL-Leser Dr. Tölle zitiert aus dem „Grünen Bericht" der Bundesregierung, daß die landwirtschaftliche Familienarbeitskraft ohne Kost und Wohnung ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 850 Mark bezogen habe. Das macht im Monat gut 70 Mark und ist gewiß kein Großverdienst. Aber zur „landwirtschaftlichen Familienarbeitskraft" gehören doch wohl

außer Ehefrau und halberwachsenen Kindern auch die Alten, die ja keine vollwertigen Arbeitskräfte mehr sind.

Wie sieht es nun bei einer vergleichbaren Großstadt-Familie aus? Wenn sie ihre teure Wohnungsmiete und vor allem die teuren Fleisch- und Butterpreise bezahlt hat, dann behält — von Ausnahmen abgesehen — gewiß nicht jedes erwachsene Familienmitglied 70 Mark monatlich für seine sonstigen Anschaffungen übrig.

München — KÄTE PRAGER

Es geht aufwärts: Höher den Brotkorb! Kohlepreis — Stahlpreis — Brotpreis — welch erhebendes Dreigestirn am vorweihnachtlichen Horizont! Klagt da jemand? Deutsches Volk, Du solltest es lange ge-

Simplicissimus

„Die Sachen, die Sie jetzt nach im Karb haben, die hängen Sie ganz hach hinauf!"

lernt haben, daß man nicht beides verlangen kann — Butter und Kanonen! Bescheide Dich, nimm Haltung an und blicke aufwärts! In der Höhe winkt Dir der Preis!

Augsburg — HELGA PAETSCH

FERNSEH-FREUDEN (Nr. 49/1957, Fernsehen)

Die auch durch Ihren Fernseh-Artikel bestätigte Aussicht, daß wir schon in absehbarer Zeit ein zweites Fernsehprogramm geschenkt erhalten, das nicht von den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten produziert wird, sondern von einer privaten Fernsehgesellschaft, ist sehr erfreulich. Es sollte alles geschehen, um diese Bemühungen zu realisieren.

Daß Konkurrenz die Leistung steigert und verbessert, erleben wir dank der freien Marktwirtschaft täglich auf allen Gebieten. Der Monopolrundfunk und das Monopolfernsehen haben versagt! Bedenkt man, daß Funk und Fernsehen im kommenden Jahr über Einnahmen von fast 300 Millionen verfügen, und vergleicht man damit die Programmleistungen, dann ist man tief erschüttert. Kein privates Unternehmen hätte sich einen derartig aufgeblähten, unökonomischen Verwaltungsapparat zugelegt. Alle Intendanten (und die dazugehörigen Verwaltungsräte billigten das!!) mußten sich Fernsehstudios zulegen, damit das jeweilige Funkhaus im Durchschnitt vier- oder fünfmal im Monat ein Programm beisteuert. Den größten Teil des Monats sind aber Personal und Studios nicht ausgelastet. Würde der Rundfunk nach vernünftigen, privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten in Deutschland geführt, dann hätte man im Norden, im We-

Auslandsvertretungen: Belgien: N.V. Parcimonia · Vleminckveld 28 · Antwerpen/Belgien · Tel.: 321087 — Holland: Tony van Heeswijk · Roermond/Holland · Oranjelaan 5 · Tel.: (K 4750) 3480 — Luxemburg: Wagener-Schutz · Ettelbruck — Österreich: A. Resch · Wien I · Stephansplatz 10 · Tel.: 63 64 11 — Schweiz: Underberg Handels A.G. · Zürich 4 · Tellstraße 31 · Tel.: 253676/77 — USA: Underberg Bitter Sales Co. · Bronx Terminal Market Sect. 73 A · New York 51 N.Y./USA · Tel.: LUdlow 5-0668

Meine Frau und ich

»Meine Frau und ich tragen Prathesen und hatten früher viel Ärger. Die Prathesen wurden nicht richtig sauber, fielen beim Bürsten aus der Hand, wurden beschädigt, wackelten außerdem beim Sprechen, sa daß wir häufig unangenehm auffielen.

Durch Ihre Kukident-Präparate ist das sehr schnell anders gewarden. Jeden Margen freuen wir uns über unsere wie neu aussehenden künstlichen Gebisse. Sauber, frisch, geruchfrei. Und dabei ahne Mühe und ahne Arbeit. Mit der Kukident-Haft-Creme sitzen die Prathesen den ganzen Tag über sa fest, daß wir unbesorgt sprechen, singen und lachen, ja sagar husten und niesen können.«

So schreiben uns viele Zahnprothesenträger

Tragen Sie ein künstliches Gebiß und kennen Kukident noch nicht? Dann koufen Sie sich nach heute eine Packung Kukident-Reinigungs-Pulver für 1,50 DM — reicht einen ganzen Monat — und eine Probetube Kukident-Haft-Creme für 1 DM ader eine Blechstreudase Kukident-Haft-Pulver für 1,50 DM.

Wenn Sie nicht zufrieden sind, senden Sie uns die Packungen; Sie erhalten dann Ihr Geld zurück.

Kukirol-Fabrik, Weinheim

Wer es kennt — nimmt Kukident

Erhältlich in allen größeren Apotheken und Drogerien

sten und im Süden vielleicht je eine erstklassige Fernsehstation errichtet und das verbleibende Geld für bessere Programme aufgewandt. Auf die Hörer und Seher aber braucht man ja keine Rücksicht zu nehmen, da sie ohnehin pünktlich am Ersten jedes Monats zu zahlen haben.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß viele Programme bei Funk und Fernsehen nur gemacht werden, damit Intendanten und Programmleiter sich bei ihren Aufsichtsorganen beliebt machen. In diesen Aufsichtsorganen sitzen in Deutschland rund 400 sogenannte Vertreter der öffentlichen Meinung, die monatlich außer den Spesen je etwa 600 bis 800 DM erhalten. Unter diesen bezahlten Vertretern des Monopolrundfunks fungieren unter anderen die Bundestagsabgeordneten Mende (FDP), Heinz Kühn (SPD), Blachstein (SPD) und andere mehr. In „Beiräten" für das Fernsehen sollen sich auch vier Pfarrer befinden, von denen der Pfarrer Hess aus Frankfurt (Main) ausgerechnet Aufsichtsratsvorsitzender der Werbegesellschaft des Hessischen Rundfunks ist. (Und dieser Pfarrer Hess ist es, der seine Stimme gegen das freie Werbefernsehen erhoben hat!) Eine so geartete bezahlte und einseitig aufgefaßte Mitarbeit von offiziellen Vertretern der Kirche ist Unfug und gegen die wirklichen Interessen der Kirche gerichtet. Es wäre deshalb sehr zu begrüßen, wenn eine private Gesellschaft den derzeitigen Rundfunkgrößen einmal vorexerziert, wie man mit geringeren Mitteln ein besseres Programm bieten kann. Das würde endlich dazu führen, daß die Programmgestalter des Monopolrundfunks und -fernsehens erkennen, daß sie Programme zu gestalten haben für ihre Hörer und Seher und nicht zu ihrem und ihrer Organe Wohlgefallen.

Pfarrer Hess

Hamburg — MICHAEL STONI

Im bundesdeutschen Fernsehen scheint sich ein stattliches Tohuwabohu anzubahnen. Während die Zeitungs- und Zeitschriftenverlegerverbände noch gegen den Bayrischen Rundfunk um die Rechtmäßigkeit des Münchener Werbefernsehens prozessieren, während der SPIEGEL von einer bald zu gründenden „Freien Fernseh GmbH" schreibt, der wiederum die Verleger beitreten wollen, während endlich Bundespostminister und Länder (die das private Werbefernsehen nicht aufkommen lassen wollen) sich anscheinend bald über Fragen der Lizenzverleihung in den Haaren liegen werden, verhandelt in Hamburg die Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten mit dem Bundesverband der deutschen Zeitungsverleger über ein zweites Programm mit Werbefernsehen in Regie der deutschen Rundfunkanstalten.

Hamburg — JOSEF MAIER

KRANKE KASSEN (Nr. 48/1957, Krankenkassen)

Dafür, daß dieses magische Dreieck Ärzte — Kassenärztliche Vereinigungen — Krankenkassen an Hand der gutachtlichen Feststellungen von Regierungsassessor Berthold und der Äußerungen von Dr. Voges, dem 1. Vorsitzenden der Kassenärztlichen Bundesvereinigung, untersucht wurde, sei dem SPIEGEL Dank. Das ist wirklich ein Problem, das mit Sachlichkeit, aber auch mit Offenheit behandelt werden muß.

Hamburg 43 — ELISE SCHMITT

L7-0108

„Alte Liebe rostet nicht" -

stand auf dem Kalenderblatt, das irgend jemand vergessen hatte, rechtzeitig abzureißen, — was zur Folge hatte, daß Herr H. den Geburtstag seiner Frau „ignorierte" und erst einen Tag später mit Geschenk und Glückwunsch ankam. Die Revanche seiner Frau war von hoher weiblicher Klugheit und Diplomatie: als sein Geburtstag herankam, schenkte sie ihm eine ultra-flache

LACO-Datum-AUTOMATIC,

jene raffinierte Uhr, die sich nicht nur ganz von selbst aufzieht, sondern auch automatisch jeweils um Mitternacht aufs neue Datum umschaltet, also sozusagen auch noch „den Kalender abreißt".

Diese moderne Uhrenart ist geradezu ideal für Herren, denen es auf genaue Zeiteinteilung ankommt.

Ein Blick auf die

LACO-Datum-AUTOMATIC vermittelt

TAG • STUNDE • MINUTE • SEKUNDE

LACO

Datum-Automatic

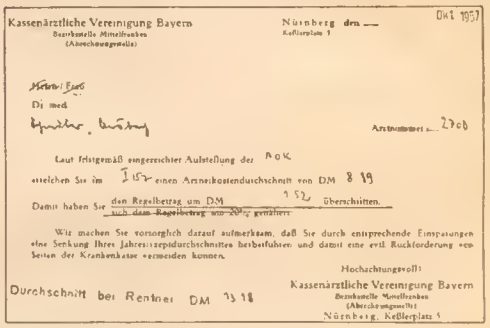
ANKER · 25 STEINE

wassergeschützt, bruchsicher, antimagnetisch, temperatur-unempfindliche Nivarox-Spirale, unzerbrechliche Nivaflex-Zugfeder,

Nickel-Chrom mit Edelstahlboden . . . . . DM 136.—
20 Mikron Goldauflage . . . . . DM 156.50

Erhältlich in jedem guten Uhrenfachgeschäft

In Nummer 48 Ihrer Zeitschrift steht ein Aufsatz „Sparen verboten". Darin behauptet Herr Dr. Voges, es gebe „normalerweise" keine Regelbeträge; die von Berthold angegriffenen Praktiken seien seit langem „dank der zähen Bemühungen der Kassenärztlichen Vereinigungen" vorbei. Die anliegende Photokopie möge Herrn Dr. Voges darüber belehren, daß mindestens in



Kassenärztliche Vereinigung Bayern
Bezirksstelle Mittelfranken
(Abrechnungsstelle)

Nürnberg den —
Keßlerplatz 1

Okt. 1957

Di med

Arztnummer ... 20 ob

Laut fristgemäß eingereichter Aufstellung der AOK

erstellen Sie im 1. Hj. einen Arzneikostendurchschnitt von DM 8 19

Damit haben Sie den Regelbetrag um DM 1 52 überschritten.

~~sich den Regelbetrag um 20% gekürzt~~

Wir machen Sie vorsorglich darauf aufmerksam, daß Sie durch entsprechende Einsparungen eine Senkung Ihres Jahresarzneidurchschnittes herbeiführen und damit eine evtl. Rückforderung von Seiten der Krankenkasse vermeiden können.

Hochachtungsvoll!

Kassenärztliche Vereinigung Bayern
Bezirksstelle Mittelfranken
(Abrechnungsstelle)
Nürnberg, Keßlerplatz 5

Durchschnitt bei Rentner DM 13 18

Mittelfranken die „zähen Bemühungen" der Kassenärztlichen Vereinigung anscheinend nicht ausgereicht haben, die von Herrn Berthold angegriffenen Praktiken zu beseitigen.

Ansbach — ERNST SCHINDLER
Ministerialdirektor a. D.

Hier ein Schreiben der Kassenärztlichen Vereinigung Schleswig-Holstein vom 9. Oktober 1957 an mich:

> Wir erlauben uns, Sie hiermit über das Ergebnis der Prüfung Ihrer für II/57 eingereichten Ersatzkassenabrechnung zu unterrichten.
>
> Ihr Durchschnitt: Honorar DM 14,93
>
> Landesdurchschnitt: Honorar DM 12,70
>
> Eine eingehende Durchsicht der Abrechnung ergibt einen überhöhten Umfang der kleinen Sonderleistungen. Wir bedauern, eine Kürzung vornehmen zu müssen, die umgerechnet auf Ihr Ersatzkassenhonorar 10 Prozent beträgt. Wegen des fast regelmäßigen Ansatzes der Ziffern für eingehende Untersuchungen dürfen wir auf die Fußnote 14 zur Pos. 25 der E-Adgo hinweisen, wonach eingehende Untersuchungen nur in besonders schwierigen Fällen in Betracht kommen.

Mölln (Lbg.) — DR. MED. KARL-HEINZ LAMPE

Durch Zufall konnte ich von einem Schreiben der Kassenärztlichen Vereinigung in Hamburg an einen Hamburger Arzt Kenntnis nehmen, aus dem hervorgeht, daß es auch in Hamburg einen Regreß gibt. Es heißt u. a.:

> . . . da . . . bei späterer Feststellung einer unwirtschaftlichen Behandlungsweise ein Regreß nicht mehr zu vermeiden sein wird.

Hamburg — KARL HEINERICI

Dieser Tage sagte mir ein Arzt, er dürfe kein „Pyramidon" (20 Tabletten 0,3 kosten 2 Mark), sondern nur das rezeptieren, woraus Pyramidon chemisch besteht: Dimethylaminophenyldimethylpyrazolon (20 Tabletten 0,3 kosten 1 Mark). Trotz der chemischen Gleichheit wirke aber Pyramidon (er sagte: „durch irgendeinen Pfiff") besser.

Essen-Steele — PETER KUDRJAK

Die Kassen bestätigen ihre Großzügigkeit den Versicherten gegenüber durchaus zutreffend: Selbstverständlich dürfe, ja müsse ihr Arzt ihnen ohne Rücksicht auf die Kosten alles Zweckmäßige und Nötige verordnen, und alles werde von den Kassen bezahlt. Verschwiegen wird dabei jedoch, daß Mehrkosten über einer niedrigen Preisgrenze dem Arzt vom Honorar abgezogen und wieder an die Kassen zurückgeleitet werden. Und zwar von den Kassenärztlichen Vereinigungen.

Das Gutachten von Berthold hat sach- und rechtskundig nachgewiesen, daß solche finanziellen Repressalien gegen Ärzte mit dem Ergebnis eines Sparens am Kranken gesetzwidrig sind. Und bereitwillig hat

Dr. Voges als 1. Vorsitzender der Kassenärztlichen Bundesvereinigung dem SPIEGEL gegenüber dieses Ergebnis in allen wesentlichen Punkten offiziell bestätigt. Er meinte jedoch, diese Mißstände seien „längst vorbei", und zwar im ganzen Bundesgebiet, „abgesehen von Ausnahmen, die ich nicht kenne". Diese Meinung von Dr. Voges steht jedoch im Widerspruch zu allgemein zugänglichen Tatsachen. So hat z. B. jene Koppelung zwischen Arzthonorar und Therapiekosten laut Paragraph 368 f 2/RVO noch heute Gesetzeskraft im ganzen Bundesgebiet.

Berthold hat ferner nachgewiesen, daß Regresse nur verhängt werden dürfen wegen gesetzwidriger Fehlverordnung von Überflüssigem oder Unwirtschaftlichem. Daraufhin behauptete Dr. Voges, es werde tatsächlich immer der einzelne Fall gründlich in allen Einzelheiten geprüft. Dem widersprechen aber alle diesbezüglichen Publikationen, die in den offiziellen „Ärztlichen Mitteilungen" der Kassenärztlichen Bundesvereinigung noch 1957 erschienen sind . . .

Stuttgart — Dr. Berthold Kern
Facharzt für innere Krankheiten

SICHERE AUTOS (Nr. 49/1957, Interview)

Sie sprachen in Ihrem Interview mit Opel-Chefkonstrukteur Dr. Stief über die Unfall-Untersuchungen der Cornell-Universität, und Dr. Stief zog den recht abseitigen Vergleich mit der „fahrbaren vollkommenen Gummizelle". Da ist es nur schade, daß Sie diese „vollkommene Gummizelle" nicht

Amerikanisches Sicherheitsauto

im Bilde gezeigt haben. Vielleicht können Sie's nachholen. Hier sind jedenfalls noch einige Daten über den amerikanischen Sicherheitswagen der Cornell-Universität: rund um das Fahrzeug geführte Stoßstangen, Ersatz des Lenkrades durch zwei Lenkhebel, Panorama-Windschutzscheibe, Einstieg durch Falltüren und Brustpolster sowie Anschnallgurte für die Insassen. Amerika, du hast es wieder einmal besser. Aber wir würden ja schon zufrieden sein, wenn bei uns nur mit *einer* Sicherheitsvorrichtung angefangen würde.

Kiel — Frank Schmidt

Wenn man bedenkt, daß der für die Fahrsicherheit so wichtige Außenspiegel erst nach gesetzlichem Zwang von den Autoherstellern serienmäßig geliefert wurde, dann muß man vermuten, daß die Wucht der Entwicklung bei uns mehr von der trägen Masse als von der Geschwindigkeit bestimmt wird.

Hamburg 26 — Dipl.-Ing. H. W. Ulbricht
Schriftleiter

UNSICHERE ARBEITER (Nr. 49/1957, Industrie)

Es wäre wünschenswert, wenn bei Berichten über die bisherigen Erfahrungen mit dem Lohnfortzahlungsgesetz die positiven und negativen Momente herausgestellt würden. Da in Ihrem Artikel aber auch gar nichts zugunsten der Arbeitnehmer spricht, möchte ich dazu ein Beispiel bringen: Als die Grippeepidemie im September auf dem Höhepunkt stand, hatte unsere Betriebs-Krankenkasse einen Kranken-

EIN NEUER WAGEN

FLY AND DRIVE

. . . sagt der Amerikaner und verbindet damit den Wunsch, fortschrittlich zu reisen. Für lange Strecken das Flugzeug oder die Bahn und am Ziel einen neuen Wagen. So reisen Sie bequem, sicher und schnell, erreichen ausgeruht Ihr Ziel und können sofort verhandeln. Wir reservieren Ihnen einen Wagen in Deutschland, Europa und Übersee

METRO-SELBSTFAHR-DIENST NIDDASTRASSE 46–48 · RUF 335454

metro SELBSTFAHRER

Avis
Exclusiv Lizens

ÜBERALL IN DER WELT

stand von über 13 Prozent. Nach dem Abklingen der Grippewelle ging der Krankenstand auf etwa 6 Prozent zurück. Wenn man berücksichtigt, daß hiervon über 2 Prozent Unfälle sind, haben wir in den letzten acht Wochen einen Krankenstand, wie er vor Inkrafttreten des Gesetzes auch nicht günstiger war.

Gelsenkirchen — JOSEF LÖBBERT, Betriebsratsvorsitzender der Firma DELOG

Die von Ihnen erwähnten „Merkwürdigkeiten, die medizinisch kaum zu erklären sind", kann jeder Arbeiter leicht begreifen und erklären. Ein Vergleich der klimatischen Arbeitsbedingungen von Arbeitern und Angestellten genügt.

Mettmann — ALFRED SCHMIDT

Man braucht doch bloß die Gespräche in der Straßenbahn anzuhören, wie der Durchschnittsarbeiter über das „Blaumachen" denkt: Die Kränk müßt mer kriehe, wenn mer das nit ausnutze täte.

Frankfurt-Bockenheim — EDU OTTE

PRÜGEL-KNABE
(Nr. 47/1957, Bundeswehr, und Nr. 50/1957, Briefe)

Verschiedene SPIEGEL-Leserbriefe veranlassen mich, Ihnen zum Fall Hauptmann Knabe folgendes mitzuteilen: Der ehemalige Chefredakteur der „Oberhessischen Zeitung" in Marburg, Karl Bremer, dem ich aus der Zeit vor 1933 freundschaftlich verbunden war, übersandte mir in der Angelegenheit Knabe Material mit der Bitte, eine Überprüfung der Sache zu veranlassen. Es handelte sich um die Frage, ob im demokratischen Staat ein Mann Angehöriger der militärischen Organisation sein könne, gegen den die aus den vorliegenden Unterlagen ersichtlichen Vorwürfe erhoben wurden. Ich konnte mir selbst kein Urteil bilden und habe die Akten einem befreundeten Abgeordneten übersandt, der heute Mitglied des Verteidigungsausschusses des Bundestages ist. Später erhielt ich die Akten zurück und übersandte sie im Original an Herrn Karl Bremer in Marburg. Darauf hat sich meine Tätigkeit beschränkt.

SPD-MdB H. G. Ritzel

Bonn — HEINRICH G. RITZEL, MdB

Ist hier bei Herrn Knabe im Prinzip (also nicht größenordnungsmäßig) nicht das geschehen, was im Fall des Herrn Wehner durch die endliche Einsicht der Mehrheit der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag gottlob gerade noch verhindert wurde: nämlich „Hexenverbrennung"?

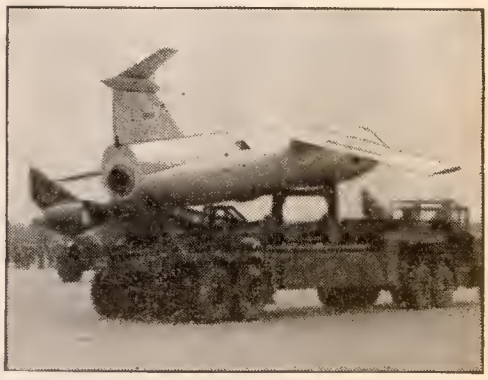
Hamburg — HERMANN LEVIN

RAKETEN-MATADOR (Nr. 50/1957, Bundeswehr)

Mit besonders großem Interesse habe ich dem Artikel über General Kammhuber entgegengesehen, da ich mit ihm von 1940 bis 1943 auf das engste in seinem Stabe zusammengearbeitet habe. Ich war damals leitender Meteorologe der Nachtjagd, eine Tätigkeit, die ich auch nach Kammhubers Abberufung unter seinen Nachfolgern bis zum März 1945 beibehielt ... Es wäre wirklich gut gewesen, wenn die großdeutsche Wehrmacht mehr solcher Generale gehabt hätte, die technisches Verständnis mit erfolgreicher militärischer Konzeption und einwandfreier menschlicher Haltung in sich vereinigten. Bereits damals war ja die Luftkriegführung ein raffiniertes technisches Problem, das hauptsächlich eigentlich nur von Physikern und Ingenieuren zu lösen war. Im übrigen sollte man es als ein Positivum werten, daß an der Spitze der neuen Luftwaffe ein Mann steht, der über der Hochfrequenz- und Raketentechnik seinen Steinwayflügel nicht einstauben läßt!

Starnberg (See) — DR. H. K. MÜLLER

Wie Sie in Ihrem interessanten Bericht schreiben, soll die Bundeswehr schon im nächsten Jahre mit dem amerikanischen ferngelenkten Flugzeug „Matador" (Reichweite 1120 Kilometer) ausgerüstet und zunächst ein Geschwader mit 50 Abschußbasen errichtet werden. Wahrscheinlich übernimmt man dann das US-Fernlenkwaffen-Geschwader, das seinen Sitz im Hunsrück hat (zwischen Koblenz und Bingen). Die „Matadore" vom Typ TM-61 sind übrigens mobil. Sie können überall abgeschossen werden. Das schließt aber nicht


Matador im Hunsrück

aus, daß man sie auch in Hunsrück und Eifel von betonierten Abschußbasen in Waldlichtungen starten kann. Für die Bauern in Rheinland-Pfalz sind diese Fernlenkbomben, die man oft bei Übungen „heulen" hört, längst keine Geheimnisse mehr. Schließlich feierte das US-Fernlenkwaffen-Geschwader jetzt auf dem Nato-Flugplatz Hahn, Regierungsbezirk Koblenz, bereits sein einjähriges Bestehen.

Koblenz — WILLI K. MICHELS, Redakteur

Welche Aussichten in der Bundesrepublik für eine wirkungsvolle Luftverteidigung bestehen, ergibt folgende Rechnung: Ein feindliches Flugzeug, das sich von der Zonengrenze her in 12 000 Meter Höhe mit einer Stundengeschwindigkeit von 1000 Kilometern dem Angriffsziel Metz nähert, muß dieses in 25 Minuten erreichen. Die Identifizierung im Radargerät benötigt rund 4½ Minuten, bis zum Startbefehl an die alarmbereiten Abfang-Jäger vergehen weitere zwei Minuten. Um die Höhe von 12 000 Metern zu erreichen, brauchen moderne Jagdflugzeuge rund 7 Minuten. Es bleiben also bis zum Beginn des Kampfes nur 11½ Minuten. Welche Chancen zum Überleben haben unter diesen Voraussetzungen Städte wie Hamburg, Hannover und Nürnberg, die — flugzeitmäßig gerechnet — unmittelbar an der Grenze liegen!

Lindau — OSKAR BIELER

Als ich in Ihrer übrigens wiederum ganz ausgezeichneten Nr. 50 den Ausspruch von Kammhubers Planungschef Oberst Steinhoff — „Wir dürfen dem Gegner im deutschen Luftraum keine Narrenfreiheit lassen" — gelesen hatte, da mußte ich u. a. auch an Herrn Göring denken! Wie war das gleich? „Ich will Meier heißen, wenn je ein feindliches Flugzeug über unsere Grenzen kommt!" Na und — — ?

Frankfurt (Main) — W. LENZ

APISERUM
DE BELVEFER

Im Original Gelée Royale APISERUM sind all die geheimnisvollen Naturkräfte enthalten, die Sie van Ihrer Erneuerungskur mit Gelée Rayale erwarten dürfen. Das Beste aus Tausenden Blütenkelchen, vermischt mit besanderen Drüsensekreten, bringen die Ammenbienen in die Zelle, in der sich die Königin entwickelt. Sie wird dadurch zu einem einzigartigen Wunder an Vitalität.

Der kostbare Saft,

aus den Königin-Zellen im Bienenstack gewannen, in Frankreich Gelée Rayale genannt, wurde van dem Bialogen de Belvefer nach jahrelanger Forschungsarbeit und nach grundlegender Erprabung im Jahre 1951 erstmalig im Präparat APISERUM der Öffentlichkeit übergeben. Seither ist dieses kästliche Geschenk der Natur der leidenden Menschheit zum Wahle überall erhältlich, und vielen Tausenden in aller Welt ist die Freude am Leben durch erhähte Spannkraft und Gesundheit wiedergegeben warden. Durch eine rationelle Organisatian ist heute die einwandfreie und ausreichende Anlieferung des seltenen Naturpraduktes Gelée Rayale in Frankreich für die Herstellung van APISERUM gesichert. Die hachaktiven natürlichen Wirkstaffe des Gelée Royale sind durch das Spezialverfahren de Belvefer im APISERUM ahne chemische Zusätze wirksam erhalten. Im APISERUM in gelöster Form enthalten, werden sie von jedem menschlichen Organismus leicht und vollkommen oufgenammen und der Blutbahn restlos zugeführt.

TRINKAMPULLEN-KUR

Das Original APISERUM de Belvefer, die Kurpackung mit 24 Trinkampullen, ist nur in Apatheken erhältlich. Viele wissen es — aber alle sallten daran denken, daß APISERUM ihre Gesundheit und Jugendfrische bis ins hahe Alter erhalten kann. APISERUM ist das biologische Aufbaumittel und der Katalysatar auch für Ihren Organismus! Nützen Sie diese seltenen Naturkräfte für Ihre Regeneratian aus und bedenken Sie: APISERUM hat Weltruf! Verlangen Sie nicht nur Gelée Royale, sandern Original APISERUM mit dem Namenszug De BELVEFER. Ihre Apatheke besargt, falls wegen starker Nachfrage nicht varrätig, umgehend Ihre Kurpackung.

Literatur durch: APISERUM Informatiansbüra, Frankfurt/M., Baseler Straße 19, APISERUM Import u. Vertrieb G Leinberger & Co., Lindau (Bodensee), Am Königsbrunnen Wien III/49, Postfach 156 — Genf, Rue d'Italie 9

Geheimnisvolle Zauberworte

Was steckt dahinter?

Tatsächlich einige Geheimnisse! Jedenfalls hinter dem Begriff

ADDITIVE

(aus dem Lateinischen): Zusätze.
So heißen unterschiedliche, sehr komplizierte chemische Verbindungen, die bei der Herstellung hochwertiger Motoroele den Grundoelen zugesetzt werden. Sie sollen die natürlichen Oel-Eigenschaften verbessern und ergänzen, so z. B.: der Oel-„Alterung" entgegenwirken, Verbrennungsrückstände unschädlich machen, Korrosion und Rost verhindern und die Viskosität von Temperaturen unabhängiger gestalten

HD

Abkürzung für den englischen Begriff **HEAVY DUTY** (schwere Beanspruchung).
Kennzeichnung für solche Motoroele, denen Additive zugesetzt sind. Ursprünglich nur Oele für den Diesel-Motor, bei welchem mit besonders starken Verbrennungsrückständen zu rechnen ist. Neuerdings wegen des Reinigungseffektes auch für 4-Takt-Benzin-Motoren entwickelt.

A. P. I.

Abkürzung für **A**MERICAN **P**ETROLEUM **I**NSTITUTE
International mehr und mehr gebräuchliche Bezeichnung für die Einstufung der Oele nach folgenden **Betriebsbedingungen:**

ML = **M**otorbedingungen **L**eicht, **MS** = **S**chwer, **MM** = **M**ittel, **DG** = **D**ieselbedingungen **G**enerell

Mister CALTEX meint
„Wer gut schmiert, der gut fährt!" –
Eine alte Weisheit, an die man immer denken sollte – falls man nicht gleich an CALTEX denkt!

Und hier die Nutzanwendung:

HD-Oele sollte jeder verwenden, der seinen Motor bis ins höchste Kilometer-Alter leistungsstark erhalten will.

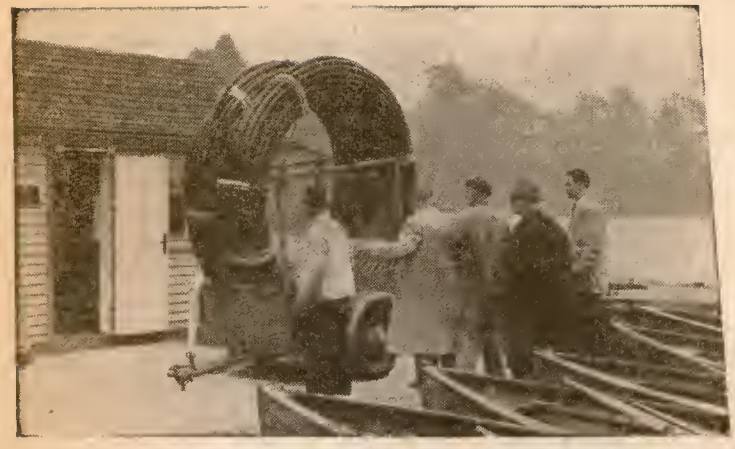
Die hochbeanspruchten Motoren moderner Kraftfahrzeuge erfordern mehr als früher einen zuverlässigen Schutz gegen vorzeitigen Verschleiß. Wußten Sie übrigens, daß Ihr Motor im Stillstand viel stärker von Korrosion bedroht wird als vom normalen Verschleiß beim Fahren?

CALTEX hat in den Forschungslaboratorien seiner weltweiten Organisation HD-Oele entwickelt, die Ihnen heute jede Sorge abnehmen:

CALTEX RPM DELO Special, das HD-Oel für Diesel-Motoren, ADVANCED CALTEX MOTOR OIL, das hochaktive HD-Oel für 4-Takt-Benzin-Motoren, ADVANCED CALTEX 10 W - 30 SPECIAL MOTOR OIL als Mehrbereichsoel für Sommer und Winter.

CALTEX

Die Mineraloel-Weltmarke — jetzt auch in Deutschland



Die Fotos entstanden bei der Verlegung von OMNIPLAST-Rohren im Auftrage des Hessischen Staatsbades Bad Nauheim. Aufn.: Karn

Eine Trinkwasserleitung im Teich –

mit OMNIPLAST-Kunststoffrohren

Unser Beispiel zeigt, wie ausgedehnte Umwege durch die Verlegung von OMNIPLAST-Rohren als Düker* in Längen bis zu 300 m vermieden werden. So meistert man mit Rohren großer Längen auch schwierigste Verlegeprobleme. Ob Berg, Tal oder Ebene – es findet sich immer eine befriedigende Lösung, Flüssigkeiten aller Art wirtschaftlich zu transportieren.

Die Vorzüge der OMNIPLAST-Rohre 05 (Weich-Polyäthylen) und OMNIPLAST-Rohre 06 (Hart-Polyäthylen):

Sie sind beweglich und mit Hilfe von Messingfittings leicht und sicher verlegbar. Hindernisse auf der Trasse werden mühelos umgangen. OMNIPLAST-Rohre sind korrosionsbeständig; infolge der inneren Glätte der Rohre keine Inkrustationen.

OMNIPLAST-Rohre verwendet man für Hausanschluß-Leitungen, erdverlegte oder über dem Boden verlegte Wasserleitungen, Berieselungs- und Beregnungsanlagen, Druck- und Preßluft-Leitungen, Transporte von Säuren, Laugen, Salzlösungen und kohlesäurehaltigen Wassern, Druck- und Steuerleitungen.

OMNIPLAST-Rohre 05 und 06 werden geliefert in den Nenndruckstufen 6 und 10, Außendurchmesser 16–75.

Gern unterrichten wir Sie durch unsere Druckschriften und auch in persönlicher Erörterung über nähere Einzelheiten.

* Düker: Unterführung von Wasser- und Kanalleitungen unter Straßen, Eisenbahnlinien und Kanälen (auch unter Wasser)

OMNIPLAST G.M.B.H. & CO., FRANKFURT/MAIN-HÖCHST, KURMAINZER STRASSE 2-4

11. JAHRGANG, HEFT 52

DER SPIEGEL

25. DEZEMBER 1957

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Der Pariser Nato-Tisch: „Fürchtet euch nicht!"

PARISER KONFERENZ

Spaaks Monstre-Schau

Am 18. Tag nach seinem Gehirnschlag Mitte November stand Präsident Eisenhower auf dem Washingtoner Flugplatz, um zur großen Nato-Konferenz nach Paris zu fliegen. Er sah gesund und kräftig aus. Allen sichtbar befeuerte ihn die Vision, den 450 Millionen Menschen der atlantischen Gemeinschaft in der Stunde der Sputnik-Demütigung neuen Glauben, neue Zuversicht, Einmütigkeit und Stärke zu vermitteln. Die Aussicht auf diese große sentimentale Mission schien auch seiner Gesundheit zugute zu kommen.

Was alle fühlten, sprach die „New York Times" aus. Sie zitierte einen Berater Eisenhowers, der meinte, der Gesundheitszustand des Präsidenten wäre mehr gefährdet gewesen, wenn er — wie ihm seine Ärzte anfänglich geraten hatten — zu Hause geblieben und nicht nach Paris geflogen wäre. Der Präsident, so hofften Eisenhowers Freunde, werde aus der Nato-Konferenz auch gesundheitlich „neuen Auftrieb" gewinnen. Paris werde für ihn eine „gute Therapie" sein.

Das Geheimnis, warum Eisenhower — der sonst ärztlichen Ruhe-Weisungen Gehorsam zu leisten pflegt — ausgerechnet auf die Teilnahme an der Pariser Konferenz so großen Wert legte, versuchte die „New York Times" mit einigen Betrachtungen über die Psychologie Eisenhowers zu klären. Der Präsident, so meinte das Blatt, „verabscheut Details und liebt es, sich mit wichtigen Fragen in breiten, schweifenden Zügen auseinanderzusetzen. Die Aufgabe, aktuelle Pläne und Prozeduren auszuarbeiten, überläßt er gern anderen. Kontroversen sind ihm zuwider."

Mit diesem Seelengemälde des Präsidenten deutete die „New York Times" an, daß Eisenhower von vornherein in der Pariser Nato-Konferenz eine Gelegenheit sah, sich in der ihm eigenen „schweifenden" Manier mit der Weltpolitik zu befassen. Angetan von dieser Chance kämpfte er um sie gegen das Urteil seiner Ärzte, wahrscheinlich im Unterbewußtsein von der Perspektive gelockt, sich selbst und anderen beweisen zu können, daß er noch immer den publikumswirksamen Gefühlsmythos ausstrahlt, den er einst so erfolgreich verkörpert hat.

In der Tat war denn auch die Konferenz-Taktik der amerikanischen Nato-Delegation in Paris anfänglich darauf abgestellt, mit Hilfe der deklamatorischen Potenz des Präsidenten die amerikanischen Ansichten in Westeuropa durchzusetzen. Das gelang nicht. Die schweifenden Betrachtungen verfingen nicht, und gegen die von Dulles ausgearbeiteten Thesen, die Eisenhower in seiner Eröffnungsrede vorbrachte, meldeten sich Einwendungen.

Zur Konferenz-Sensation wurde aufgebauscht, daß sogar Bundeskanzler Adenauer den Bedenken der meisten europäischen Regierungen gegen einen ein-

seitig militärischen Kurs Ausdruck gab. Wenn die USA gleichwohl ihr Hauptziel — eine generelle Zustimmung der Nato-Länder zur Postierung amerikanischer Stützpunkte für Mittelstreckenraketen in Europa — erreichten, so war das fast ausschließlich ein Erfolg des amerikanischen Außenministers Dulles. Seine während der Konferenz veranstalteten Hotelzimmer-Gespräche mit einzelnen Nato-Politikern waren ergiebiger als die missionarische Euphorie des trotz aller seelischen Aufschwünge deutlich gealterten und kranken Präsidenten Eisenhower.

Schon die Abschiedsszene auf dem Washingtoner Flugplatz am Freitag der vorletzten Woche hatte bei den Beobachtern einen höchst zwiespältigen Eindruck hinterlassen. Sie war rührend und irritierend zugleich. Als Eisenhower die Reihen der am Laufsteg angetretenen Washingtoner Notabeln abschritt, schüttelte ihm der fromme Mormone und Landwirtschaftsminister Ezra Taft Benson ergriffen die Hand: „Möge Gott Sie segnen und der Teufel Ihnen nichts anhaben!"

Doch als Eisenhower seinem Vizepräsidenten Nixon Adieu sagte, wurde die Stimmung kühler — und klarer. „Wie geht's, Dick?" fragte der Präsident seinen jungen ehrgeizigen Stellvertreter, der selber gern anstelle Eisenhowers nach Paris geflogen wäre.

Um 16.46 Uhr amerikanischer Zeit hob sich die Columbine III mit dem amerikanischen Präsidenten an Bord von der Flugbahn ab. Mamie Eisenhower stand sichtlich bewegt am Schlag des Präsidenten-Cadillac und winkte der entschwindenden Maschine nach.

Noch über dem Atlantik, etwa 50 Minuten vor der Landung in Paris, ließ Eisenhowers Pressesekretär Hagerty auf dem Flugplatz Orly nach dem Wetter fragen. Die Antwort war wenig verheißungsvoll: Neblig, Temperatur nahe dem Gefrierpunkt.

Doch Eisenhower zeigte sich forsch. Er lehnte es ab, die Begrüßungsfeierlichkeiten in eine Halle verlegen zu lassen. Tatsächlich bekamen die Pariser einen winkenden Eisenhower wie in alten Tagen zu sehen. Er sprach mehrere Minuten lang auf dem zugigen Rollfeld, wartete allerdings nicht die Übersetzung seiner Rede ab. Beim Abspielen der Nationalhymnen behielt er den Hut auf — eingedenk der Tatsache, daß er am 25. November auf dem Washingtoner Rollfeld bei der Ankunft König Mohammeds baren Hauptes den ersten Schüttelfrost vor seinem Schlaganfall verspürt hatte.

Von den Folgen dieses Schlaganfalls war auf dem Flugfeld von Orly kaum mehr etwas zu beobachten. Nur in der vorsichtigen Redeweise bemerkte man noch eine gewisse Hemmung vor schwierigen Worten. Dabei passierte es ihm allerdings, daß er über leichte Worte wie „address", „art" oder „national" immerhin bemerkbar stolperte.

Ganz in seinem Element war Eisenhower, als er auf der Straße, über die einst im Jahre 1944 seine Soldaten in die französische Hauptstadt eingezogen waren, nach Paris fuhr. An den Straßenrändern hatten sich die Pariser gesammelt. Eisenhower passierte sie im Wagen stehend. Er grüßte die Massen immer wieder mit der ihm und dem Erweckungsprediger Billy Graham eigenen Gebärde: beide Arme erhoben.

Die religiöse Tönung von Eisenhowers Missionsreise blieb die ganzen sechs Tage seines Pariser Aufenthalts erkennbar. Am Sonntag nach seiner Ankunft besuchte Eisenhower zusammen mit John Foster Dulles einen Gottesdienst in einer amerikanischen Kirche, die in der Avenue George V. gelegen ist. Dulles las als Laie, wie es bei presbyterianischen Gottesdiensten üblich ist, einen Psalm vor — den 46. Psalm: „Gott ist unsere Zuversicht." Nato-Botschafter W. Randolph Burgess folgte mit einer Verlesung von Teilen des Lukas-Evangeliums, und der Prediger des Tages, der amerikanische Reverend Sturgis Lee Riddle, mischte einige politische Anmerkungen in seine Predigt. Alle Nato-Alliierten sollten, so sagte er, auf „alte und liebgewordene Rivalitäten untereinander" verzichten und den „eitlen Stolz ablegen, der vor dem Fall kommt".

Eine eindrucksvolle und andererseits doch wieder entlarvende Vorstellung von der mit religiösen Stimulantia aufgepulverten Persönlichkeit des kranken Präsidenten gab die große Eröffnungssitzung am Montag der letzten Woche. Als Eisenhower den Saal betrat, bemühte er sich offensichtlich, den gewohnten Ike-Charme zu entfalten. Er schüttelte links und rechts alle verfügbaren Hände und winkte wahllos nach allen Seiten wie ein ausrangierter Boxer, der seinem früheren Publikum zur Erinnerung im Ring vorgestellt wird.

Doch nach diesem Auftakt — während des nun folgenden Eröffnungszeremoniells — fiel Eisenhower sichtlich zusammen. Der amerikanische Star-Reporter Joseph Alsop beobachtete, daß Eisenhower „da saß, wie alte Männer zu sitzen pflegen". Der Präsident „forderte seiner Muskulatur keine Anstrengung ab, um seine Figur zu formen".

Das wurde jedoch plötzlich anders, als für Eisenhower der Augenblick zu reden gekommen war. „Er straffte sich", beobachtete Alsop. „Er schien seine Kräfte zu sammeln." In der Tat wurde Eisenhowers Rede von jener visionären Sentimentalität hochgetrieben, die er seit jeher mit Kraft und Überzeugung vorzutragen pflegt. Sie half ihm offenkundig auch über die schwierigen Worte seines Manuskripts hinweg.

Während der Rede saßen hinter dem Präsidenten mit vorgebeugten Körpern die Berater und der Arzt Eisenhowers, Generalmajor Snyder. Sie verfolgten offensichtlich mit äußerster Spannung und Sorge die Belastungsprobe ihres Chefs Snyder wischte sich mehr als ein halbes dutzendmal den Schweiß von der Stirn, und Pressechef Hagerty zählte die Stotterfehler. „Ich habe viermaliges Anstoßen bemerkt", sagte er hinterher am Abend den amerikanischen Korrespondenten im Hotel Crillon. Das sei ein gutes Ergebnis.

Eisenhower hatte seine Rede mit einem vierfachen Gebet um „Größe" eröffnet. „Dies ist eine Zeit der Größe", hatte er festgestellt und dann in beinahe liturgischer Manier gesagt:

▷ „Wir beten um die Größe der Willensstärke.

▷ „Wir beten um die Größe der gegenseitigen Zuneigung und Kameradschaft.

▷ „Wir beten um die Größe der Selbstaufopferung.

Daily Mirror, London

Dezember-Nebel in Paris: Kameraden, wir sind auf dem richtigen Weg

▷ „Wir beten um die Größe der Weisheit und des Glaubens."

Wenn die 14 nicht-amerikanischen Nato-Delegationen erwartet hatten, Eisenhower werde ihnen in seiner Rede irgendeine konkrete Richtlinie für die Lösung des dringlichsten Weltproblems — die Rüstung mit immer schrecklicheren Waffen — liefern, so wurden sie enttäuscht. Eisenhower umging auch eine Stellungnahme zu den Briefen, die Sowjet-Rußlands Ministerpräsident Bulganin in der Woche vor der Nato-Konferenz verschickt hatte.

Darin hatten die Sowjets für Mitteleuropa eine atomfreie Zone vorgeschlagen. Was immer man von diesem Vorschlag sagen mag — so etwa, daß dadurch die deutsche Teilung nicht aufgehoben werde —, angesichts der wachsenden Gefahren des Weltwettrüstens war dieser Vorschlag immerhin der Beginn eines vernünftigen Lösungsversuchs des Rüstungsproblems. Eisenhower ging auf diesen, von allen europäischen Regierungen ernsthaft debattierten Vorschlag nicht ein.

Statt dessen lieferte er den Nato-Politikern eine These, die soziologisch und philosophisch nicht ohne Interesse, deren praktischer politischer Wert aber fragwürdig ist. Eisenhower entwickelte die Theorie, daß die Forderung der Arbeitermassen des Ostens nach einem höheren Lebensstandard eines Tages die sowjetische Ordnung sprengen werde. Er wies darauf hin, daß die Industrialisierung der Ostblockländer in zunehmender Zahl „gut trainierte Köpfe" erfordere. „Solche Köpfe", meinte er, „lassen sich auf die Dauer nicht der Gedankenkontrolle unterwerfen."

Die noble Strategie

So richtig dies auf lange Sicht sein könnte, so unangemessen nahm sich angesichts der Ungewißheit dieses soziologischen Prozesses Eisenhowers Behauptung aus, eben diese Entwicklung sei „eine noble Siegesstrategie" des Westens. In der Tat blieb den meisten Politikern und Diplomaten am Konferenztisch des Pariser Palais de Chaillot unerfindlich, wieso die soziologische Entwicklung im Ostblock — die in Wirklichkeit ohne allzu große Einwirkungsmöglichkeit des Westens nach eigenen Gesetzen abläuft — eine „strategische" Konzeption der Nato sein soll.

Man würde freilich der amerikanischen Außenpolitik nicht gerecht werden, wenn man glaubte, daß sie sich in den Deklamationen des amerikanischen Staatsoberhauptes erschöpfte. Der Chefkorrespondent der „New York Times", C. L. Sulzberger, bemerkte in einem Bericht aus Paris: „Wenn Außenminister Dulles so tut, als ob er jede Verhandlung (mit den Sowjets)

Nato-Oberbefehlshaber **Norstad**
Wer will unter die Raketen?

ablehnt, so tut er seiner eigenen Außenpolitik unrecht. Was Dulles in Wirklichkeit wünscht, ist eine Position ausreichender Festigkeit, von der aus erst Verhandeln möglich ist."

Stationen des Weges zu dieser Position ausreichender Festigkeit sah Dulles in zwei Forderungen, die er auf der Nato-Konferenz durchzusetzen hoffte:

▷ einen Beschluß der Nato-Länder darüber, daß sie prinzipiell gewillt seien, auf ihrem Gebiet amerikanische Mittelstreckenraketen zu postieren, und

▷ Einmütigkeit darüber, daß der letzte, gerade vorangegangene Brief-Feldzug der Sowjets abzulehnen sei.

In dem ersten Punkt erzielte Dulles eine für ihn wahrscheinlich ausreichend erfolgversprechende Ausgangsposition. Die Nato-Länder gaben prinzipiell ihre Zustimmung zur Postierung amerikanischer Raketenbasen. Allerdings erklärten die Nato-Regierungen einschränkend, daß durch diesen gemeinsamen Beschluß die Entscheidung jeder einzelnen Nato-Nation nicht vorweggenommen sei. Jede einzelne Nato-Nation habe das Recht, in zweiseitigen Verhandlungen mit den USA darüber zu entscheiden, ob die amerikanischen Raketenbasen nun speziell auf ihrem Gebiet postiert werden sollen.

Tatsächlich dürften England, Holland (Außenminister Luns: „Die Niederlande werden so viele Raketenbatterien aufnehmen, wie die Amerikaner anfahren"), Frankreich, Italien, die Türkei und wahrscheinlich auch Griechenland bereit sein, die amerikanischen Raketenbatterien bei sich aufzunehmen. Norwegen und Dänemark lehnten das ab.

Adenauers Ausweichmanöver

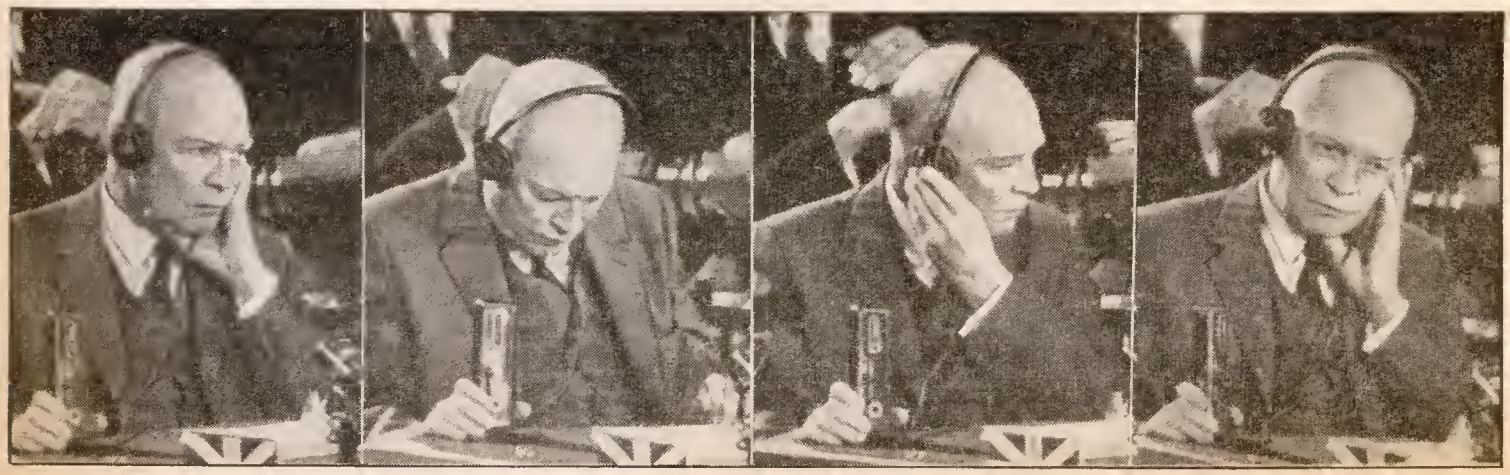
Bundeskanzler Adenauer ließ die Entscheidung für die Bundesrepublik offen. Seine Militärs neigen zu der These, daß Basen für Mittelstreckenraketen auf westdeutschem Boden sowjetischen Schlägen allzu schutzlos ausgesetzt wären, und machen auch geltend, daß Raketenbatterien, die — wie vorgesehen — in den italienischen Alpen oder in Griechenland und der Türkei postiert werden, viel weiter nach Rußland hineinreichen würden als Batterien auf deutschem Boden. Andererseits würde sich Adenauer einem dringenden Wunsch des Nato-Oberbefehlshabers, General Norstad, schwerlich widersetzen.

Seine wahre Meinung offenbarte der Bundeskanzler in der Pressekonferenz, die er zum Abschluß in Paris abhielt: „Nach militärischen Gesichtspunkten wird entschieden werden, wo und wie viele Basen errichtet werden. Den Staat möchte ich sehen, der nein sagt, wenn ihm erklärt wird, aus militärischen Gründen muß dieses oder jenes zu deinem Schutz getan werden."

Das Raketen-Thema wurde auf amerikanischer Seite ausschließlich von Dulles behandelt. Er setzte die generelle Nato-Billigung durch und begann am Rande der Konferenz in zweiseitigen Verhandlungen mit den Außenministern der für Raketenbatterien in Frage kommenden Ländern die Bedingungen für deren Postierung auszuarbeiten. Im wesentlichen waren es finanzielle Forderungen, denen er dabei begegnete.

In den Wochen vor der Konferenz hatte man sich in Westeuropa Hoffnungen gemacht, die neue strategische Situation werde auch zu einer neuen politischen Machtverteilung innerhalb des Atlantikpaktes führen. Da die Sowjet-Union seit diesem Sommer Fernraketen besitzt, mit denen sie auch amerikanische Ziele erreichen kann, andererseits aber Amerika diese Drohung nur dadurch kompensieren kann, daß sie Mittelstreckenraketen in Europa postiert, so werde Amerika — meinte man in Europa — in nächster Zeit stark auf seine Nato-Bundesgenossen angewiesen sein.

Dieses technisch-strategische Kalkül war zweifellos richtig, erwies sich gleichwohl aber auf der Pariser Konferenz als wenig bedeutsam. Da letztlich die Entscheidung darüber, ob in Europa amerikanische



Eisenhower in Paris: „Möge der Teufel Ihnen nichts anhaben!"

Mittelstreckenraketen eingerichtet werden sollen oder nicht, den einzelnen Nato-Nationen zugewiesen wurde, werden die europäischen Nato-Nationen als Gesamtheit gegenüber Amerika keinen Anspruch auf politisches Mitspracherecht erheben können.

Jedes einzelne Nato-Land wird also — sofern es überhaupt amerikanische Raketenbatterien haben will — im zweiseitigen Handgemenge mit den USA die Vorteile herauszufeilschen suchen, die jeweils ihm am dringlichsten erscheinen. In den meisten Fällen wird es dabei um Dollars gehen.

Der vom Raketen-Kalkül noch einmal neubelebte Traum von einer „dritten Macht" Europa wird also angesichts der finanziellen und sonstigen Nöte der einzelnen europäischen Nationen weiterhin verblassen.

Politik à la mode

Im Lichte dieser Perspektive betrachtet, machte die Pariser Nato-Konferenz noch deutlicher, als es ohnehin war, daß Amerika der einzige gleichrangige Gesprächspartner der Sowjet-Union ist. Das Fernziel eines amerikanisch-sowjetischen Zweiergesprächs, das Chruschtschew wünscht, das laut C. L. Sulzberger auch letztlich von Dulles geplant ist und dem man in Europa mit mehr Bangen als Sehnsucht entgegensieht, trat mithin auf der Nato-Konferenz von Paris spektakulärer denn je in Erscheinung.

Das macht auch verständlich, warum Dulles den vom norwegischen Ministerpräsidenten Gerhardsen ausgelösten und von Bundeskanzler Adenauer unterstützten Widerstand gegen die zweite amerikanische Konferenz-Forderung — Ablehnung der jüngsten politischen Offensive Bulganins — eher gelangweilt als erschreckt hinnahm. Dulles erfuhr erstmalig von der Wendung der Bonner Politik, als er den noch unter den Nachwirkungen seiner Grippe leidenden Bundeskanzler in dessen Hotelsuite aufsuchte. „Die Rüstung darf nicht zum Selbstzweck werden", philosophierte Adenauer bei dieser Gelegenheit und meinte, man müsse auf die sowjetischen Raketen jedenfalls nicht nur mit Nato-Raketen, sondern auch mit Diplomatie erwidern. Der Bulganin-Brief müsse jedenfalls eingehend geprüft werden.

Tagungs-Promoter **Spaak:** Wenig Dank für ein Spektakel

Dulles, dem diese Mode-Argumente höchstens aus Adenauers Mund neu waren, antwortete, er sehe zwar keine Erfolgschancen für die Diplomatie, habe andererseits aber nichts dagegen, wenn der Kanzler in Moskau die sowjetische Bereitschaft zu Verhandlungen und politischen Konzessionen sondiere. Man möge das in Gottes Namen machen.

Das zwar mürrische, aber keineswegs widerspenstige Interesse des Amerikaners gab dem Bundeskanzler grünes Licht für seine offiziellen und weit über das Maß kommentierten Äußerungen am Konferenztisch: „Ich sehe keine Bedenken, den Versuch zu machen, auf diplomatischem Wege bei der Sowjetregierung zu klären, welche präzisen Pläne sie mit diesen Vorstellungen (von einer atomfreien Zone in Mitteleuropa) verbindet."

Diese Erklärung Adenauers erfuhr am vorletzten Konferenztag in der amerikanischen Presse eine Behandlung, die angesichts der desinteressierten Haltung des Außenministers Dulles überraschen mußte. „Es ist nun klar", schrieb zum Beispiel die „New York Herald Tribune", „daß die größte Gefahr für die Konferenz der Geist des Neutralismus ist, der einige der aufrechtesten Verteidiger der freien Welt zu befallen beginnt. Diese Gefahr verkörpert sich am deutlichsten in der gegenwärtigen Verzögerungstaktik des ehrwürdigen Gibraltarfelsens Konrad Adenauer. Er will die Entscheidung über amerikanische Raketen hinausschieben. Er preist die Mäßigung in Bulganins neuesten Sirenengesängen. Er befürwortet Erkundungsgespräche mit den Russen."

Diese immerhin erstaunliche amerikanische Reaktion auf die ganz unverbindliche und vage Initiative des Bundeskanzlers ließ die Hamburger „Welt" auf den Gedanken kommen, Dulles habe aus Enttäuschung über seinen alten Kampfgefährten Adenauer einige amerikanische Blätter zu ihren Aufsätzen gegen den Bundeskanzler angereizt. Das scheint jedoch wenig wahrscheinlich, es sei denn, man nimmt an, daß Dulles sich für die kommenden Zweierverhandlungen mit der Sowjet-Union auch gegenüber Deutschland moralisch freie Hand verschaffen will.

So wild angesichts der wenig aufregenden Resultate die Spekulation ins Kraut schoß, so unverkennbar war andererseits, daß die Pariser Konferenz Unsicherheiten innerhalb der Nato ins grelle Gipfellicht gerückt hat, die ohne die Prozession Eisenhowers und der anderen Ministerpräsidenten noch verdeckt geblieben wären. Die Akteure der großen Schau wußten ihrem Regisseur, dem belgischen Nato-Generalsekretär Paul-Henri Spaak, dann auch wenig Dank.

Der 58jährige Generalsekretär, der sich weniger für einen hohen Beamten als für einen „atlantischen Premierminister" hält und der sich mit Vorliebe, wenn auch fälschlich, als „Präsident des Atlantikrats" betitelt sieht, hatte seiner Nato-Karriere mit der Monstre-Schau einen glanzvollen Auftakt geben wollen. Geschickt hatte er die anglo-amerikanische Verwirrung nach dem ersten russischen Sputnik ausgenutzt und, angeblich im Namen der europäischen Alliierten, in Wirklichkeit aber als Geschäftsführer ohne Auftrag, Präsident Eisenhower bekniet, nur der Präsident selber könne durch sein Erscheinen in Paris das Selbstvertrauen der Nato-Völker wieder herstellen. Bevor John Foster Dulles das Unternehmen abblasen konnte, hatte

Brentano, Adenauer, Eisenhower: Felsen werden weich

VON HÖCHSTER
REINHEIT

ERNTE 23

FILTER

Eisenhower schon Tritt gefaßt. Der brilliante, ambitiöse und skrupellose Spaak, der sich wie ein Filmschauspieler niemals ohne seinen Spaniel sehen ließ, verwandelte die Jahresschlußsitzung des Atlantikrats, die normalerweise eine gedrängte Arbeitssitzung ist, in eine Monstre-Schau. Während der dreieinhalb Konferenztage standen den 15 Regierungschefs ganze neun Stunden für die politische Aussprache zur Verfügung.

So gab es in Paris viele Mürrische. Die einzige Ausnahme war Eisenhower. Er genoß offensichtlich das Klima des großen Konzils. Das Unbehagen der deutschen Delegation dagegen war nicht zu übersehen.

Als Bundeskanzler Adenauer, der infolge überstandener Grippe alle Festbankette und alle zigarettenrauchgeschwängerten Zimmer mied, gleichwohl in den Louvre ging, um sich Gemälde anzusehen, meinte sein Verteidigungsminister Strauß: „Na ja, da wird er wohl bleibendere Eindrücke als auf der Konferenz gewinnen."

PRESSEKONFERENZEN

Gute Nacht, Herr Präsident

Der Personenkult, den der Chefpropagandist des amerikanischen Präsidenten, Pressesekretär James C. Hagerty („Jim"), um Dwight D. Eisenhower zu treiben pflegt, führte während der Nato-Gipfelkonferenz in Paris zu einem Zwischenfall, der die Amerikaner zum Gelächter der versammelten atlantischen Gesellschaft machte. Hagerty ist der publizistische Manager Eisenhowers, der es bisher jedesmal fertigbrachte, die ernsthaften Krankheiten seines Chefs durch eine mildernd-minuziöse Beschreibung zu verharmlosen und die amerikanische Öffentlichkeit zu überzeugen, daß man ihr nichts vorenthält.

Viermal am Tag gab in Paris Pressechef „Jim" Hagerty im Hotel Crillon mit unbewegter Miene einen genauen Tätigkeitsbericht seines Präsidenten. Viermal am Tage erkundigten sich dieselben, im Weißen Haus in Washington akkreditierten Korrespondenten nach dem Befinden, dem Schlaf, den Mahlzeiten, den Stimmungen, Eindrücken und Gesprächen Eisenhowers, und jedesmal entspannen sich dabei Dialoge wie zum Beispiel:

Hagerty: „Ich möchte euch einen Überblick über die heutigen Beschäftigungen des Präsidenten geben. Um acht Uhr stand er auf. Er traf sich mit General Norstad von 9.30 Uhr bis kurz bevor er zur Kirche fuhr. Er fuhr zur Kirche um 10.40 Uhr — ich glaube, das war etwa die genaue Zeit. Dann kehrte er aus der Kirche zurück und setzte sich mit Mister Dulles und mir und (dem militärischen Chefberater) General Goodpaster zusammen."

Frage: „Das war ungefähr um zwölf, nicht?"

Hagerty: „Ja, das war ungefähr von 12 bis 12.45 Uhr. Jetzt, um eins, nimmt er einen Lunch ein."

In einer anderen Konferenz fragten die Reporter, wieviel Decken der Präsident für seine Bettruhe benötigt habe. Hagerty: „Drei!" Die Reporter meinten, ob es nicht für Eisenhower besser sei, mit vier Decken zu schlafen. Eine könne doch einmal verrutschen.

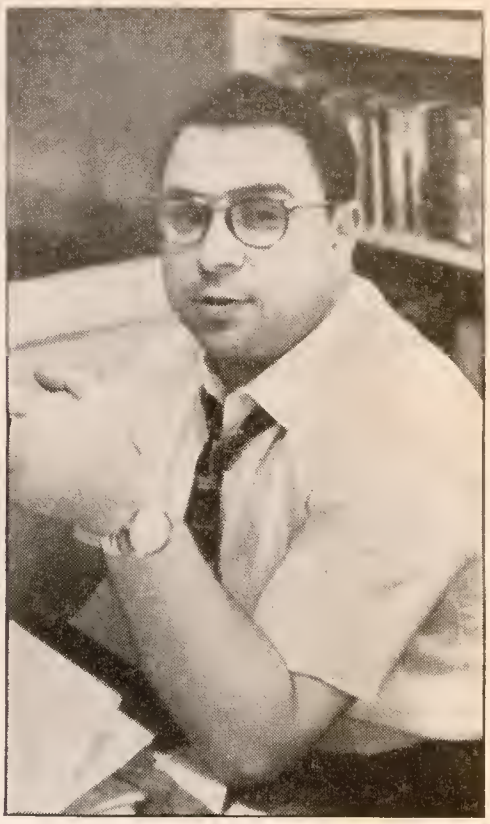
Zum Unglück Hagertys und der privilegierten White-House-Reporter nahm der Pariser Gesellschaftschronist der „New York Herald Tribune", Art Buchwald, an einer dieser Pressekonferenzen teil. Anderntags verspottete er in der „Herald Tribune" das barocke Zeremoniell jener Pressekonferenzen:

„Der Mann hinter dem Mikrophon", so schrieb er, „erschien um 12.30 Uhr nachts. ‚Es tut mir leid, daß ich zu spät komme, aber ich dachte, daß die Lido-Schau schon um 11.30 Uhr zu Ende sein würde. Ich habe einige Dinge zu berichten. Der Präsident ging um 11.06 Uhr zu Bett.'

„Frage: ‚Wessen Idee war es denn gewesen, daß der Präsident schlafen ging?'

„Antwort: ‚Es war seine eigene Idee. Er war müde und entschlossen, schlafen zu gehen.'

„Frage: ‚Hat der Präsident noch mit jemandem gesprochen, bevor er sich zurückzog?'



Glossen-Reporter **Buchwald** ... daß Ike schlafen ging?

„Antwort: ‚Er sprach mit dem Außenminister.'

„Frage: ‚Was hat er zum Außenminister gesagt?'

„Antwort: ‚Er sagte: Gute Nacht, Foster.'

„Frage: ‚Und was sagte der Außenminister zum Präsidenten?'

„Antwort: ‚Gute Nacht, Herr Präsident.'

„Frage: ‚Der Außenminister sagte nicht: Träumen Sie schön!?'

„Antwort: ‚Nicht, daß ich wüßte, darüber habe ich nichts gehört.'

„Frage: ‚Hast du eine Ahnung, wovon der Präsident jetzt gerade träumt?'

„Antwort: ‚Nein, der Präsident hat mir niemals seine Träume verraten.'

„Frage: ‚Müssen wir daraus entnehmen, daß der Präsident nicht träumt?'

„Antwort: ‚Ich habe damit nicht gesagt, daß er träumt oder daß er nicht träumt!'"

Hagerty las Buchwalds Persiflage in der „Herald Tribune" und verstand keinen Spaß. Obwohl es im Hotel Crillon unter den amerikanischen Journalisten hieß, Dwight Eisenhower hätte sich sehr über diese Story amüsiert, berief der Pressesekretär am nächsten Morgen eigens eine Sonderpressekonferenz der White-House-Korrespondenten ein.

Er erklärte, daß Buchwalds Darstellung nicht den Tatsachen entspreche. Man könne sich davon durch die Lektüre des amtlichen Stenogramms über Hagertys Pressekonferenz überzeugen. Hagerty nannte das Geschreibsel Buchwalds „kindisches Zeug" und verlangte, daß die „Herald Tribune" seinen Bemerkungen den gleichen Platz auf der Titelseite einräumen solle, wie sie es mit der Persiflage Buchwalds getan hatte.

Art Buchwald frotzelte den Pressesekretär an: „Aber Ihr Name, Jim, wurde ja gar nicht erwähnt."

Pressechef **Hagerty:** Wessen Idee war es ...

STAATSGEHEIMNISSE

Fahrplan für Agenten

Ein schwerer Vorwurf lastete auf dem Generalleutnant außer Diensten Dipl.-Ing. Wolfgang Vorwald, dem Leiter der Abteilung XII (Forschung und Entwicklung) im Bundesverteidigungsministerium. Dem Generalbundesanwalt wurde auf dem Dienstwege mitgeteilt, General Vorwald sei nach Ansicht der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Nürnberg des fahrlässigen Landesverrats verdächtig, und zwar nach Paragraph 100c Absatz 2 des Strafgesetzbuches:

„Wer fahrlässig ein Staatsgeheimnis, das ihm kraft seines Amtes oder seiner dienstlichen Stellung oder eines von einer Dienststelle erteilten Auftrages zugänglich war, an einen Unbefugten gelangen läßt und dadurch das Wohl der Bundesrepublik Deutschland oder eines ihrer Länder gefährdet, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Die Tat wird nur mit Ermächtigung der Regierung des Bundes oder des Landes verfolgt, dessen Wohl gefährdet worden ist."

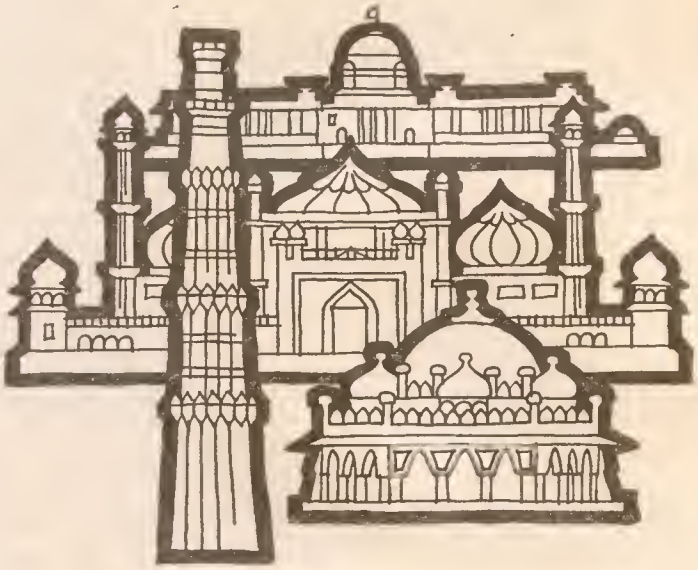
Die Entwicklung, die zu diesem harten Vorwurf führte, hatte am 9. Juni 1956 begonnen. An diesem Tage wandte sich die Firma Josef Schaberger & Co. GmbH aus Gau-Algesheim bei Bingen an den Dr. Siegfried Glupe, der in Vorwalds Abteilung im Bundesverteidigungsministerium dem Referat „Chemie" vorsteht. Die Firma bat, das Ministerium möge ihr einen Forschungsauftrag zur Entwicklung eines Treibstoffes erteilen.

Die Josef Schaberger & Co. GmbH wollte aus deutschem Rohmaterial, nämlich aus Kunststoffen, einen Treibstoff fester Konsistenz herstellen, den „Festtreibstoff E 3", der billiger und besser als Pulvertreibstoffsätze ist und Nahraketen antreiben kann.

Drei Tage nach seiner Anfrage, am 12. Juni 1956, sprach der E 3-Hersteller Josef Schaberger bei Dr. Glupe im Ver-

Kreditsucher **Poschardt**
Alte Bekannte im Ministerium

Blitzschnell und komfortabel mit B·O·A·C nach Indien, Pakistan, Ceylon



Mit den schnellsten und modernsten Flugzeugen der Welt noch Asien! Frisch und ausgeruht erreichen Sie Ihr Reiseziel – so bequem fliegen Sie mit B·O·A·C. Sie genießen den großzügigen Komfort, die erlesenen Mahlzeiten und Weine und werden persönlich und zuvorkommend bedient. Wenn Sie größere Bewegungsfreiheit und unvergleichlichen Luxus lieben, fliegen Sie in der de Luxe- oder Ersten Klasse. Aber auch in der preisgünstigen Touristenklasse reisen Sie mit allem Komfort.

B·O·A·C-Dienste können Sie von Frankfurt, Zürich oder Rom benutzen. Anschlußverbindungen von den wichtigsten deutschen Städten zu »Durch«-Raten.

Lassen Sie sich von Ihrem Reisebüro beraten oder wenden Sie sich an unsere Generalagenten, die Niederlassungen der BRITISH EUROPEAN AIRWAYS

BRITISH OVERSEAS AIRWAYS CORPORATION

teidigungsministerium vor. Er hatte vier Herren bei sich, darunter einen Geschäftsfreund von der Firma Syntoil KG aus Nürnberg, den Kaufmann Kurt Poschardt. Die Syntoil KG stellte den Grundstoff Orlozin her, den Schaberger für seinen Festtreibstoff E 3 brauchte.

Nun war die Syntoil aber außerdem im Besitz von Rezepten, nach denen ein anderer Raketentreibstoff, der *Flüssig*treibstoff O 31, fabriziert werden konnte. Indes: So interessiert das Bundesverteidigungsministerium an dem Schabergerschen *Fest*treibstoff E 3 für Nahraketen war, von dem Poschardtschen Treibstoff O 31 wollte es nichts wissen. Mit ihm können nur Fernraketen getrieben werden, die von der Bundesrepublik vorerst nicht fabriziert werden dürfen.

Dr. Glupes Besucher fragten, ob sie den flüssigen Fernraketentreibstoff anderen Nato-Ländern anbieten dürften, die Fernraketen bauen. Dr. Glupe verneinte das energisch. Die Angelegenheit sei, so sagte der Beamte, als Staatsgeheimnis zu behandeln.

So recht schien diese Unterredung den Josef Schaberger nicht befriedigt zu haben. Jedenfalls wandte er sich im August 1956 mit seiner Bitte um einen E 3-Forschungsauftrag an zwei andere Referenten der Abteilung XII des Verteidigungsministeriums, den für Luftfahrtwissenschaft zuständigen Albert Wahl und den Pulverraketen-Fachmann Pitzken. Beide hatten offenbar eine hohe Meinung von E 3: Sie bemühten sich, der Josef Schaberger & Co. GmbH einen Forschungsauftrag im Werte von 100 000 Mark zu verschaffen. Aber ihre Bemühungen blieben erfolglos.

Immerhin hatte Schaberger nun wenigstens die Gewißheit, daß die zuständigen Fachreferenten des Ministeriums auf seiner Seite standen. Für Poschardt mit seinen Fernraketentreibstoff-Rezepten war die Lage sehr viel weniger erfreulich: In der Bundesrepublik konnte er die Rezepte nicht auswerten, und ins Nato-Ausland vergeben durfte er sie nicht.

Versprochene Millionen

In dieser Situation faßte Poschardt den Entschluß, andere Verbindungen zum Verteidigungsministerium zu aktivieren. Es traf sich gut, daß er für seine Syntoil KG den prominenten bayrischen CSU-Politiker Dr. Willi Ankermüller als Rechtsanwalt gewonnen hatte, einen engen Parteifreund des CSU - Bundesverteidigungsministers Franz-Josef Strauß.

Anfang Oktober 1956 machten Poschardt und Ankermüller im Bundesverteidigungsministerium ihre Aufwartung und baten um eine finanzielle Stützung der Syntoil KG durch den Bund. Von dem *flüssigen* Fernraketentreibstoff O 31 der Syntoil war nicht die Rede. Die beiden Besucher aus dem Bayrischen machten vielmehr geltend, die Syntoil KG habe für die Entwicklung des Schabergerschen *festen* Nahraketentreibstoffs E 3 schon 250 000 Mark aufgewendet.

Ankermüller und Poschardt wurden mit ihren Geldbitten ans Wirtschaftsministerium weitergereicht. Das Wirtschaftsministerium wollte jedoch erst einmal Bilanzen und Unterlagen der Syntoil sehen. Daraufhin teilte Dr. Ankermüller mit, man sei an finanzieller Hilfe nicht mehr interessiert.

Die Syntoil KG wandte sich nun wieder dem Verteidigungsministerium zu. Ankermüller und Poschardt landeten bei dem Chemie-Referenten Dr. Glupe, der dank der Beredsamkeit der Syntoil-Abgesandten allmählich zu der Ansicht kam, der Festtreibstoff E 3 sei überhaupt nicht von Schaberger, sondern — genauso wie der flüssige Fernraketentreibstoff O 31 — von der Syntoil entwickelt worden.

Als Poschardt und Ankermüller diese Überzeugung des Ministerialreferenten ge-

Minister Strauß
Es war noch kein Landesverrat ...

nügend gefestigt hatten, setzten sie zum entscheidenden Stoß an: ob sie nicht ein Schreiben des Bundesverteidigungsministeriums haben könnten, in dem ihnen die wehrwirtschaftliche Wichtigkeit der Syntoil-Treibstoffe bestätigt werde?

Referent Glupe war dazu bereit. Er fertigte einen Entwurf, aber dieser Entwurf konvenierte nicht. Am 22. November 1956 brachten die Syntoil-Leute einen eigenen Entwurf dessen mit, was ihnen das Ministerium schreiben sollte. Darin war plötzlich auch von der Wichtigkeit des Flüssigtreibstoffes O 31 für die Bundesverteidigung die Rede, an dem das Ministerium sich desinteressiert gezeigt hatte.

Trotzdem akzeptierte Glupe, der nun offenbar schon ganz durcheinander war, den Inhalt des Entwurfs. Am selben Tage noch entstand ein Schreiben des Verteidigungsministeriums an die Syntoil KG, das später dem General Vorwald, der es unterzeichnete, den Verdacht des fahrlässigen Landesverrats einbrachte.

„Ich bestätige", so unterschrieb General Vorwald, „der Fa. Syntoil, Kunststoffwerk Poschard & Co., Nürnberg, daß die von ihr an mich im Frühjahr 1956 herangetragenen Entwicklungen E 3 (Festtreibstoffsatz) und O 31 (Flüssigtreibstoff) zu dem Raketensektor gehören, der eines der wichtigsten Probleme der Bundesverteidigung darstellt."

Und dann beschrieb der General im einzelnen, wo die Raketentreibstoffe mit welchem Ergebnis überprüft worden seien — so genau, daß es hinterher hieß, er habe geradezu einen „Fahrplan für Agenten" aufgestellt.

Der Brief schloß nach diesen detaillierten Darlegungen über „eines der wichtigsten Probleme der Bundesverteidigung": „Das Bundesministerium für Verteidigung wird alles daransetzen, um auf schnellstem Wege seine Untersuchungen und Entwicklungen abzuschließen. Sollten sie meine Erwartungen bestätigen, könnten bald entsprechende Fertigungsaufträge erteilt werden. Im Auftrag gez. Vorwald."

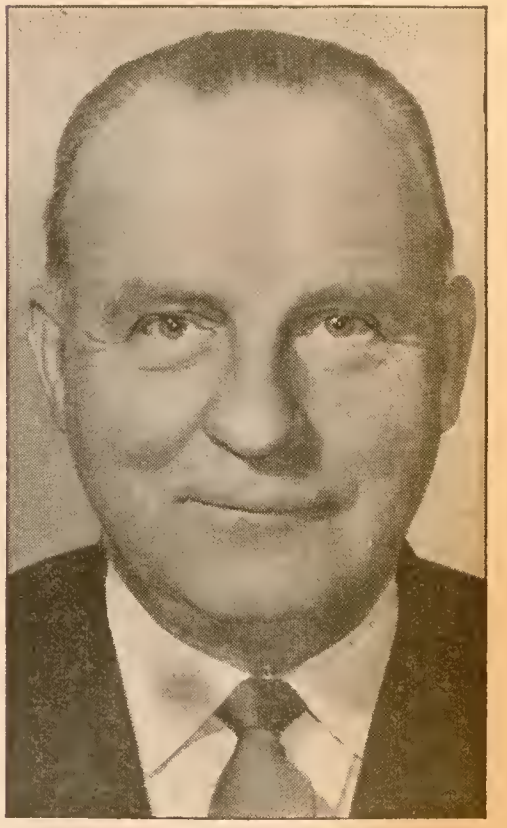
General Vorwald und der Syntoil-Mann Poschardt sind aus gemeinsamer Nachkriegstätigkeit bei der Total-Feuerlöschgeräte KG in Ladenburg einander sehr gut bekannt. Poschardt ließ von dem Schreiben seines alten Bekannten Vorwald eilends Photokopien anfertigen und verteilte sie an Gläubiger seiner Firma, um darzutun, daß er kurz vor dem ganz großen Rüstungsgeschäft stehe.

Die Bemühungen des CSU-Politikers und Rechtsanwalts Dr. Willi Ankermüller für seinen Klienten Poschardt im Hause des Parteifreundes Strauß waren damit aber noch nicht zu Ende. Ankermüller beredete seinen alten Partei-Spezi Franz-Josef Strauß, doch den Syntoil-Poschardt einmal zu empfangen, obgleich Strauß sich sonst derartige Bittsteller vom Leibe hält.

Im Dezember 1956 kam es zu dieser denkwürdigen Zusammenkunft. Franz-Josef Strauß hatte keine rechte Vorstellung, um was es eigentlich ging. Er hatte noch kurz vorher geglaubt, bei der Syntoil KG handele es sich um eine Kunstdüngerfabrik. Daß der Flüssigtreibstoff O 31 nur für Fernraketen bestimmt war, deren Produktion der Bundesrepublik verboten ist, wußte Strauß auch nicht. Als einzige Gesprächsunterlage hatte der Minister das Schreiben General Vorwalds an die Syntoil KG vor sich.

Der Minister fragte den General, ob es mit dem Briefinhalt (daß nämlich die Treibstoffe O 31 und E 3 eminent wichtig für die Bundesverteidigung seien) seine Richtigkeit habe. Vorwald berief sich auf seinen Referenten Dr. Glupe — und dem Referenten Glupe war der Briefinhalt von den Syntoil-Leuten vorgeschrieben worden.

So wußte im Ernst keiner der Gesprächsrunde um Strauß, was es mit der Syntoil KG und ihren Treibstoffplänen eigentlich auf sich hatte — außer Poschardt und Ankermüller. Das Ergebnis der Unterhaltung war demgemäß. Franz-Josef Strauß höchst-



General Vorwald
... aber eine Häufung technischer Details

persönlich schrieb unter dem 20. Dezember 1956 „An die Syntoil KG z. Hd. von Herrn Kurt Poschardt, Nürnberg, Rankestr. 49“:

„Unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Zustimmung des Herrn Bundesministers der Finanzen bin ich bereit, mit Rücksicht auf die Interessen der Landesverteidigung an der Auswertung und Weiterentwicklung der Treibstoffpatente Ihrer Firma dieser ein Darlehen in Höhe bis zu 2 Mio DM zu gewähren.“

Das Schreiben zählte dann die Bedingungen auf, durch die das Darlehen kaufmännisch abgesichert werden sollte.

Die beiden Referenten Wahl und Pitzgen, die wußten, daß die Syntoil die Patente überhaupt nicht besaß, die für die Bundesverteidigung interessant waren, ahnten von der generösen Kredit-Ankündigung ihres höchsten Chefs nichts. Sie, die Fachleute, waren nicht gefragt worden.

„Es ist halt ein General“

Genau vierzehn Tage nachdem er den Zwei-Millionen-Brief des Ministers Strauß bekommen hatte, wurde Poschardt ins Untersuchungsgefängnis Nürnberg eingeliefert. Die Staatsanwaltschaft warf ihm Untreue gegenüber seinem Hauptgläubiger, dem Bankhaus Eichborn & Co., vor (SPIEGEL 8/1957). Die Syntoil KG war seit langem völlig überschuldet.

Bundesanwalt Hartinger, der Abteilungsleiter für Landesverratsdelikte beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe, wurde mit dem sehr offenen Brief des Generals Vorwald an Poschardt befaßt, dessen Absendung der hohe Jurist schlichtweg unverständlich fand. Generalbundesanwalt Güde nahm Kontakt mit dem Bundesverteidigungsministerium auf.

Indes, dort hackte man dem General Vorwald nicht die Augen aus und wußte für des Generals Schreiben Entschuldigungen. Ministerialdirektor Holtz, Leiter der Abteilung X (Verteidigungswirtschaft) im Bundesverteidigungsministerium, fand, an einen General dürfe man keine überspitzten juristischen Anforderungen stellen, und Franz-Josef Strauß seufzte: „Na ja, es ist halt ein General.“

Nach eingehenden Besprechungen im Hause beschloß das Bundesverteidigungsministerium, der Inhalt des Vorwald-Schreibens an Poschardt — den ja Poschardt selbst zusammengestellt hatte — sei kein Staatsgeheimnis gewesen, obgleich die Häufung der wehrtechnischen Details in dem Brief nicht ungefährlich sei. Mit dieser ministeriellen Ansicht war dem Karlsruher Ermittlungsverfahren gegen General Vorwald wegen fahrlässigen Landesverrats der Boden entzogen.

Im April 1957 stellte das Bayrische Landesgewerbeamt gutachtlich fest, was dem Ministerium offenbar nicht bekannt gewesen war: daß nämlich die Betriebsanlagen der Syntoil KG für die Produktion des Treibstoffes E 3 überhaupt nicht geeignet waren — ganz abgesehen davon, daß die Firma gar nicht die dazu nötigen Patente besaß. Am 11. Mai 1957 eröffnete das Amtsgericht Nürnberg über Syntoil-Poschardts Vermögen das Konkursverfahren. Weder das Vorwaldsche Schreiben noch Straußens Zwei-Millionen-Ankündigung hatten das Ende des Unternehmens aufhalten können.

Die Staatsanwaltschaft Nürnberg bemüht sich nun, Licht in die tragikomische Geschichte von der Bonner Geldsuche des Syntoil-Chefs Poschardt und seines Anwalts Ankermüller zu bringen. Die Untersuchungen werden durch einen besonderen Umstand erschwert: Anwalt Ankermüller, der inzwischen zum bayrischen Staatsminister der Justiz avanciert ist, verweigert die Aussage, weil sein Klient Poschardt ihn nicht von der anwaltlichen Schweigepflicht entbunden hat.

ZS 17

Froh vereint auf ein Neues!

Noch drei . . . noch zwei . . . noch eine Minute, dann knallen die Korken. Was das neue Jahr bringt, weiß niemand. Daß es, mit SÖHNLEIN begossen, kaum freudiger begonnen werden kann, steht jedoch fest. Mit seinem lieblichen Bukett und den sorgfältig ausgewählten Grundweinen, schenkt SÖHNLEIN-Sekt perlende Lebensfreude — Glas für Glas . . .

. . . und wie wär's mit einer Flasche IMPERIAL — „Aus Weinen der Staatsdomänen Trier“ . . . rassig, elegant — aus exquisiten auserlesenen Rieslingweinen . . .

krönt das Fest

WESTGELD FÜR DIE BRÜDER IM OSTEN

Ein SPIEGEL-Gespräch mit dem Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Ernst Lemmer

SPIEGEL: Herr Minister, Sie haben kurz vor Weihnachten gesagt, daß Sie neue Pläne haben, um die Kontakte zwischen den Deutschen in der Bundesrepublik und der Sowjetzone enger zu gestalten. Man fragt sich, warum diese Pläne erst jetzt erwogen werden.

LEMMER: Sehen Sie, in den Jahren, die hinter uns liegen, war die Bundesrepublik zwangsläufig in einer Abwehrstellung gegen den Versuch vom Osten her, ihr Gefüge zu erschüttern. Und wir mußten ja auch erst sehen, wie groß die Immunität der bundesrepublikanischen Bevölkerung ist, um sich nicht der Infektionsgefahr auszusetzen. Aber heute kann ja wirklich kein Mensch mehr behaupten, daß etwa das östliche System für die Bevölkerung der Bundesrepublik irgendwie attraktiv wäre. Und vielleicht ist die Arbeiterschaft in dieser Immunität heute noch gefestigter als manche anderen Bevölkerungskreise. Und weil wir heute Selbstvertrauen haben dürfen in die Kraft unserer gesellschaftlichen Ordnung und auch unserer kulturellen Ordnung und unserer staatlichen Verhältnisse, muß man nun eben mit etwas mehr Unbekümmertheit Schritte tun, die vielleicht vor vier Jahren noch politisch riskant erschienen wären. Dazu sind wir jetzt um so mehr gezwungen, als wir ja kaum den Mut aufbringen können, unserer Bevölkerung zu sagen, daß die Wiedervereinigung Deutschlands in naher Zukunft mit Sicherheit erwartet werden kann. Vielfach glaubte man, wir ständen sozusagen unmittelbar vor der Wiedervereinigung.

SPIEGEL: Also kann man sagen, zum Beginn des dritten Kabinetts Adenauer sei die Erkenntnis vorherrschend geworden, daß es mit der Wiedervereinigung zunächst leider nichts wird?

LEMMER: Nein, nein! So möchte ich es als Mitglied dieser Regierung nicht formuliert wissen; denn die Situation hat sich geändert. Wir haben erst in dem letzten Jahr diese sehr harten Formulierungen der sowjetischen Staatsmänner zur Kenntnis nehmen müssen, die die Wiedervereinigung Deutschlands von Voraussetzungen abhängig machen wollen, die allerdings für die Bundesregierung unerfüllbar sind.

SPIEGEL: Herr Minister, Ihr Ministerium ist ja eigentlich ein Kind des Kalten Krieges.

LEMMER: Ja und nein. Das Ministerium wurde auf Initiative meines Freundes Jakob Kaiser 1949 geschaffen, um alle Fragen der Wiederherstellung der Einheit unseres Landes zentral zu bearbeiten. Es war und ist das gesamtdeutsche Gewissen der Bundesregierung. Naturgemäß mußte es dann auch im sogenannten „Kalten Krieg" tätig werden. Man konnte und man kann auch heute nicht diese Phase einfach ignorieren.

SPIEGEL: Soweit wir Ihre letzten Erklärungen richtig verstanden haben, wollen Sie es nun zu einem Ministerium der innerdeutschen Kontakte machen.

LEMMER: Die Aufgaben meines Ministeriums haben sich im Laufe der Jahre zweifellos gewandelt, und dem Rechnung zu tragen, ist meine ernste Absicht. Aber bereits seit vier Jahren fördert das Ministerium in immer steigendem Ausmaß die menschlichen Begegnungen. Zwei Hauptaufgaben wird mein Ministerium jedoch in Zukunft haben müssen. Erstens: Dieses erzwungene Nebeneinanderleben deutscher Menschen so vernünftig wie möglich zu regeln, das heißt, wo es nur geht, aus dem Nebeneinander — geschweige dem Gegeneinander — ein Zusammenleben möglich zu machen. Zweitens: Im Bundesgebiet alles zu tun — mit noch mehr Phantasie und Initiative, als es bisher möglich war —, um das gesamtdeutsche Bewußtsein unserer bundesrepublikanischen Bevölkerung nicht einschlafen zu lassen. Ich beschäftige keine Agenten. Dieses Ministerium betreibt keine Spionage. So, wie ich Ihnen hier meine beiden zentralen Aufgaben geschildert habe, so orientiert sich die Arbeit in meinem Bereich.

Bundesminister **Lemmer** (l.) beim SPIEGEL-Gespräch in seinem Berliner Ministerbüro*

SPIEGEL: Sie sagten, Sie wollten das Zusammenleben der Deutschen vernünftig regeln.

LEMMER: Ja.

SPIEGEL: Ohne offizielle Kontakte mit den Behörden der Sowjetzone wird das kaum möglich sein.

LEMMER: So wie es beim Interzonenhandel gelungen ist, diese technischen Kontakte herzustellen, so sollte dasselbe doch auch in ähnlicher Weise — ich möchte mich nicht auf eine Qualifikation in diesem Augenblick einlassen — auf anderen Gebieten möglich sein.

SPIEGEL: Würden Sie Kontakte zwischen den obersten sportlichen Autoritäten in beiden Teilen Deutschlands befürworten?

LEMMER: Unbedingt. Ich begrüße diese Kontakte und werde dafür sorgen, daß keine Schwierigkeiten entstehen.

SPIEGEL: Würden Sie auch Kontakte beispielsweise zwischen dem Zentralrat der FDJ und den Chefs westdeutscher Jugendverbände begrüßen?

LEMMER: Die haben ja schon zusammengesessen und vergeblich versucht, sich zu einigen.

SPIEGEL: Sie würden einen neuen Versuch befürworten?

LEMMER: Es käme darauf an, wie man das machen würde. Wobei wir nicht naiv sein wollen und nicht übersehen dürfen, daß natürlich die zentrale Jugendorganisation auf der anderen Seite ein durch und durch kommunistisch ausgerichtetes Gremium ist, während unsere vergleichbaren Verbände ja mehr an ihrer Aufgabe ausgerichtet sind und nicht als Mittel zum Zweck einer totalitären Politik mißbraucht werden.

SPIEGEL: Würden Sie auch den Versuch der Freien Demokratischen Partei billigen, mit der LDP der Zone Kontakte aufzunehmen? Diesen Versuch gab es ja.

LEMMER: Daß sie den Versuch machten, kritisiere ich nicht. Aber auch die beteiligten Herren der FDP haben sich überzeugen müssen, daß sie einfach mit dem Nichts Kontakte gepflegt haben, weil ihre damaligen Partner politisch nichts bedeuten und keine Eigenständigkeit besitzen. Die FDP ist in der Bundesrepublik eine eigenständige Partei. Sie hat ihr eigenes Programm. Sie macht das, was sie für richtig hält. Sie kann es auch verantworten. Der Partner drüben ist nur ein Organ einer totalitären Konstruktion.

SPIEGEL: Sie würden also den obersten Sportbehörden der Zone mehr Eigenständigkeit gegenüber dem Regime zubilligen als beispielsweise der LDP?

* Rechts: SPIEGEL-Redakteur Hans Dieter Jaene.

LEMMER: Ja, weil es nicht auf politischem Gebiet vor sich geht. Der Sport hat sein Eigengewicht. Doch spielt natürlich auch in einem totalitären Regime Politik hinein.

SPIEGEL: Eben.

LEMMER: Die wollen wir hinnehmen. Damit werden wir fertig werden. Die müssen wir ertragen. Aber bei politischen Parteien, da erscheint es mir sinnlos.

SPIEGEL: Wie würden Sie dieselbe Frage in bezug auf die Gewerkschaften beurteilen?

LEMMER: Genau das gleiche, was ich über die politischen Parteien eben hier gesagt habe. Auch da haben wir es mit politischen Faktoren zu tun — jedenfalls auf der anderen Seite —, die ausschließlich im Dienste eines totalitären Staates wirken. Aber wenn Sie mich fragen würden, ob ich Bedenken dagegen hätte, daß nun Gruppen der Belegschaften der einzelnen Betriebe miteinander Fühlung nehmen, dann würde ich diese Frage verneinen. Das ist etwas anderes.

SPIEGEL: Halten Sie es nicht für politisch gefährlich, daß solche Gewerkschafts-Betriebsdelegationen aus der Sowjetzone, die dann ein Werk des gleichen Fertigungsbereichs in Westdeutschland besuchen, sich aus besonders zuverlässigen SED-Parteimitgliedern zusammensetzen?

LEMMER: Auch wenn es ausgesprochene SED-Betriebsangehörige wären, würden wir das hinnehmen, weil wir im Westen eine Besichtigung unserer ökonomischen und sozialen Resultate nicht zu fürchten haben. Sie werden sicherlich eine ganz andere Vorstellung von der Lebensweise des Westens und auch von der Wirtschaftsordnung des Westens gewinnen, wenn sie sich bei uns von der Wirklichkeit überzeugen können. Wir werden jedoch jeden politischen Infiltrationsversuch bekämpfen müssen. Der FDGB versucht, auf diesem Gebiet immer wieder neue Vorstöße zu machen.

SPIEGEL: Halten Sie es umgekehrt für politisch bedenklich, wenn Betriebsdelegationen aus der Bundesrepublik in die Zone eingeladen werden und dann dort solche immerhin eindrucksvollen Neubauleistungen wie Stalinstadt oder das jetzt im Aufbau begriffene Braunkohlenkombinat Schwarze Pumpe sehen?

LEMMER: Ich hätte keine Bedenken.

SPIEGEL: Würden Sie das vielleicht weiter ausführen, Herr Minister?

LEMMER: Ich habe keine Bedenken, weil ich davon überzeugt bin, daß der westdeutsche Arbeiter, wenn er sich drüben diesen betrieblichen Aufbau, den technischen Aufbau von sicherlich beachtlichen Unternehmen ansieht, ja wohl auch danach fragen wird, welche sozialen Verhältnisse dahinterstehen. Es genügt ja nicht, sich nur anzusehen, wie mit den Mitteln eines totalitären Staates ein moderner Großbetrieb aufgebaut wird, sondern er muß ja auch sehen — der Arbeiter, der aus

ERNST LEMMER

wurde am 28. April 1898 als Sohn eines Baumeisters in Remscheid geboren; er besuchte das Realgymnasium bis zum Abitur, von 1915 an nahm er bei der Infanterie am ersten Weltkrieg teil, zuletzt als Oberleutnant der Reserve. 1918 war er Mitglied des Remscheider Arbeiter- und Soldatenrats. Im gleichen Jahr trat er in die Deutsche Demokratische Partei ein. 1919 bis 1922 trieb er volkswirtschaftliche Studien in Marburg und Frankfurt, mit 24 Jahren wurde er Generalsekretär des Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaftsringes, mit 26 Jahren der jüngste Abgeordnete des Reichstags. Lemmer war journalistisch tätig, vor 1933 hauptsächlich für deutsche, nach 1933 für Auslandszeitungen.

IN DER SOWJETZONE *half Lemmer nach dem zweiten Weltkrieg die CDU der Sowjetzone gründen, war 1946/47 ihr zweiter Vorsitzender, dritter Vorsitzender des sowjetzonalen „Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes" — bis 1949 — und Vizepräsident des sowjetzonalen Kulturbundes. 1949 wurde er Chefredakteur der französisch lizenzierten Berliner Tageszeitung „Der Kurier", er war CDU-Fraktionsvorsitzender im Westberliner Stadtparlament und wurde 1952 Berliner Bundestagsabgeordneter. Ende 1956 ernannte der Bundespräsident ihn zum Bundespostminister, im 3. Kabinett Adenauer wurde Lemmer Minister für gesamtdeutsche Fragen.*

SEIN MINISTERIUM *verfügt im laufenden Haushaltsjahr über einen Etat von 111 Millionen Mark. 47 Millionen werden verwendet, um Besucher aus der Sowjetzone zu unterstützen. Die Arbeit des bisher von Jakob Kaiser verwalteten Ministeriums wurde häufig kritisiert, weil die Mittel in großem Umfang für Propagandaunternehmungen aufgewendet wurden, deren Wirkungslosigkeit offenkundig war.*

Zorniger junger Mann

Maskau, August 1957. Auf allen Straßen der Riesenstadt beginnt der Aufmarsch zu den kammunistischen „Weltfestspielen". Auch Jahn Osborne, der junge englische Schriftsteller, der sich durch seine Kritik an seiner Regierung in England unbellebt gemacht hat, ist eingeladen worden. Doch nach am Abend des Eräffnungstages reist Osbarne wieder ab. Den „zornigen jungen Mann" haben die arganisierte Begeisterung und die Massenaufmärsche abgestaßen. Sein „Zarn" machte weder var westlichem nach östlichem Kanfarmismus halt

Deutschlands zornige junge Männer schreiben für die Zeitschrift

konkret

Das Organ der intellektuellen Jugend.

Regelmäßig:

- Deutschlands frechste Literaturpalemik LESLIE MEIERS LYRIK-SCHLACHTHOF.
- DAS STREITGESPRÄCH, eine Diskussionsreihe, in der Kritiker und Autoren entgegengesetzter Anschauungen aufeinanderstaßen.
- ERSTVERÖFFENTLICHUNGEN von wagnisfreudigen Texten unserer literarischen Gegenwart.

konkret, die unabhängige Monatszeitschrift für Kultur und Palitik, kännen Sie jetzt auch im Postabonnement bestellen (halbjährlich 2,— zuzügl. Zustellgebühr). Fardern Sie eine kostenlase Prabenummer vam Verlag: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 76/IV.

unserem Bereich kommt —, unter welchen sozialen und menschlichen und staatsbürgerlichen Bedingungen die Belegschaft dieser Werke leben kann. Und dann, glaube ich, wenn er sich auch danach erkündigt, daß schon das Gleichgewicht der Einsichten hergestellt wird.

SPIEGEL: Vielleicht gehört hierher, zum Kapitel gesamtdeutscher Gedankenaustausch, auch noch die Möglichkeit, einen gesamtdeutschen Austausch etwa von Rundfunksendungen unpolitischen Inhalts zu prüfen.

LEMMER: Natürlich, natürlich.

SPIEGEL: Würden Sie nicht meinen, daß es Ihrem Hause gut anstände, auf die Rundfunkanstalten der Bundesrepublik einzuwirken, beispielsweise mit dem „Staatlichen Rundfunk-Komitee der DDR" Verbindung aufzunehmen und aus Leipzig einmal ein Konzert etwa des Gewandhausorchesters oder des Thomaner-Chors nach Westdeutschland zu übertragen?

LEMMER: Das Gewandhaus-Orchester und der Thomaner-Chor haben wiederholt in der Bundesrepublik Konzerte gegeben und sind auch vom Rundfunk übertragen worden. Das Symphonie-Orchester des Süddeutschen Rundfunks zum Beispiel hat Konzerte in der Zone gegeben. Die Rundfunkanstalten übernehmen Sportreportagen. Ich begrüße das außerordentlich; eine „Einwirkung" auf die Rundfunkanstalten ist jedoch überflüssig und wohl auch nicht angebracht.

SPIEGEL: Gerade im vorigen Jahr ist ein erster Versuch des Ultrakurzwellen-Programms des Norddeutschen Rundfunks verhindert worden, auf geisteswissenschaftlichen und anderen Gebieten gesamtdeutsche Diskussionen zwischen Vertretern und Exponenten beider Teile Deutschlands zu arrangieren. Nach der ersten Sendung mußte dieses Programm abgestoppt werden. Würden Sie es für möglich halten, solche Versuche nochmals zu beginnen?

LEMMER: Soweit ich mich erinnere, wurde die Sendung wegen der Ereignisse in Ungarn abgebrochen, und heute bei dem scharfen Kurs der Ulbricht-Gruppe — insbesondere gegenüber den noch unabhängigen Geistern in ihrem eigenen Bereich — scheinen mir die Voraussetzungen für eine Fortsetzung nicht gerade günstig zu sein.

SPIEGEL: Ebenso wichtig wie alle diese sozusagen halboffiziellen Kontakte zwischen hüben und drüben sind ja aber wohl die privaten Besuche untereinander. Da ist bisher die größte Schwierigkeit, daß Reisende aus der Zone legalerweise kein Geld nach Westen mitnehmen dürfen. Sie sind in der Bundesrepublik entweder auf die Unterstützung der Verwandten angewiesen oder auf diese Zehn-Mark-Spenden, die es bisher für Besucher aus der Sowjetzone gegeben hat.

LEMMER: Es ist leider so, daß unsere Landsleute von drüben, gerade wenn sie legal fahren — und das wünschen wir ja —, nicht über die erforderlichen Geldmittel verfügen. Mein Ministerium ist unter meinem Vorgänger Jakob Kaiser hier dankenswerterweise schon einmal eingesprungen, so daß wenigstens zehn Mark ausgezahlt werden können, außerdem aber auch die Rückfahrkarte.

SPIEGEL: Sie wissen, daß die Annahme dieser zehn Mark in den Augen der Regierenden der Sowjetzone schon so etwas wie ein illegaler Akt ist, und daß Leute, die hier diese zehn Mark genommen haben, bei ihrer Rückkehr Schwierigkeiten hatten.

LEMMER: Ja, aber doch noch mit Maßen, wie ich beobachten konnte. Man scheint doch drüben einzusehen, daß man ja den Bürgern ihres Raumes es nicht verwehren kann, hier in Westdeutschland diese völlig unpolitische, gut gemeinte Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich habe den Eindruck, daß man eher so an eine Art moralische Verurteilung derjenigen denkt, die davon Gebrauch machen. Aber strafrechtliche Verfolgungen sind mir bis jetzt nicht bekanntgeworden, und ich glaube, das würde auch einfach nicht möglich sein.

SPIEGEL: Man muß bei der Zehn-Mark-Aktion aber wohl noch einen anderen Gesichtspunkt berücksichtigen. Ein Arbeiter beispielsweise aus Chemnitz, der jetzt Verwandte in der Bundesrepublik besuchen will, könnte sich doch sagen: Ich habe mein Geld ehrlich verdient; ich habe es nicht nötig, als der arme Verwandte irgend jemandes Almosen-Empfänger zu werden; denn daß unsere Landsleute drüben gearbeitet haben wie wir . . .

LEMMER: Viel schwerer. Viel schwerer.

SPIEGEL: ...kann man wohl unterstellen. Wäre es da nicht doch sehr zweckmäßig, wenn etwa durch Vereinbarungen der Deutschen Bundesbank in Frankfurt mit der Deutschen Notenbank in Ostberlin eine Verrechnungsmöglichkeit geschaffen würde? Es müßte doch möglich sein, Besuchern aus beiden Teilen Deutschlands jeweils eine bestimmte Summe im Verhältnis 1 zu 1 einzutauschen, um diesen ganzen Finanzverkehr aus dem Geruch des Illegalen, den er ja nun mal hat, herauszuheben.

LEMMER: Ja, das wäre zu überlegen.

SPIEGEL: Wir haben zwei bis drei Millionen Interzonenreisende pro Jahr in jeder Richtung. Wenn zum Beispiel jeder Reisende aus der Zone nach Westdeutschland einen Reisescheck bekommt, für den er in der „DDR" Ostmark bezahlt hat und für den er in der Bundesrepublik Westmark im Verhältnis 1 zu 1 erhält, und wenn man es für den West-Ost-Verkehr genauso machte — praktisch ist es da ja jetzt schon so, die „DDR" tauscht Westmark 1 zu 1 um — dann könnte man das doch im Interzonenhandelsabkommen verrechnen.

LEMMER: Dieser ganze Fragenkomplex ist 1956 und 1957 unter anderem im Bundestagsausschuß für gesamtdeutsche Fragen eingehend behandelt worden. Es konnte damals keine positive Lösung gefunden werden. Ich bin jedoch gern bereit, diese Anregung erneut prüfen zu lassen. — Wenn es einen geringen Überschuß gibt auf der einen Seite — ich nehme an, wir würden wohl ein Verrechnungsdefizit haben bis zu einem gewissen Grade — das ist anzunehmen —, das könnte man dann aber tragen. Das müßte dann gedeckt werden. Wir sparten ja dann beispielsweise die Gelder, die heute für die Zehn-Mark-Spende zur Verfügung gestellt werden müssen. Damit könnte man ein denkbares Defizit dann decken. Auch wenn es noch etwas größer wäre — die Aufgabe ist so bedeutungsvoll, daß man bereit sein will oder müßte, da auch Opfer zu bringen

SPIEGEL: Es läuft kein Bargeld über die Zonengrenze. Es wird hier ein Fonds von Westmark und drüben von Ostmark für Zwecke des Reiseverkehrs bereitgestellt.

LEMMER: Ja, ich verstehe. Es liefe praktisch auf eine Art Reiseabkommen hinaus, wie es zwischen den Ländern ganz üblich ist. Das müßte möglicherweise in die Handelsvereinbarung eingebaut werden. Ich glaube, daß diese Reiseabkommen beispielsweise zwischen der Bundesrepublik und Schweden und der Bundesrepublik und Spanien in der Regel Annexe zu den normalen Handelsvereinbarungen waren, und insofern ließe sich das ja durchaus verbinden.

SPIEGEL: Der „DDR" würde finanziell nichts zugemutet: der von ihr vielbejammerte illegale Abfluß der Ostmark nach Westen würde ziemlich zurückgehen.

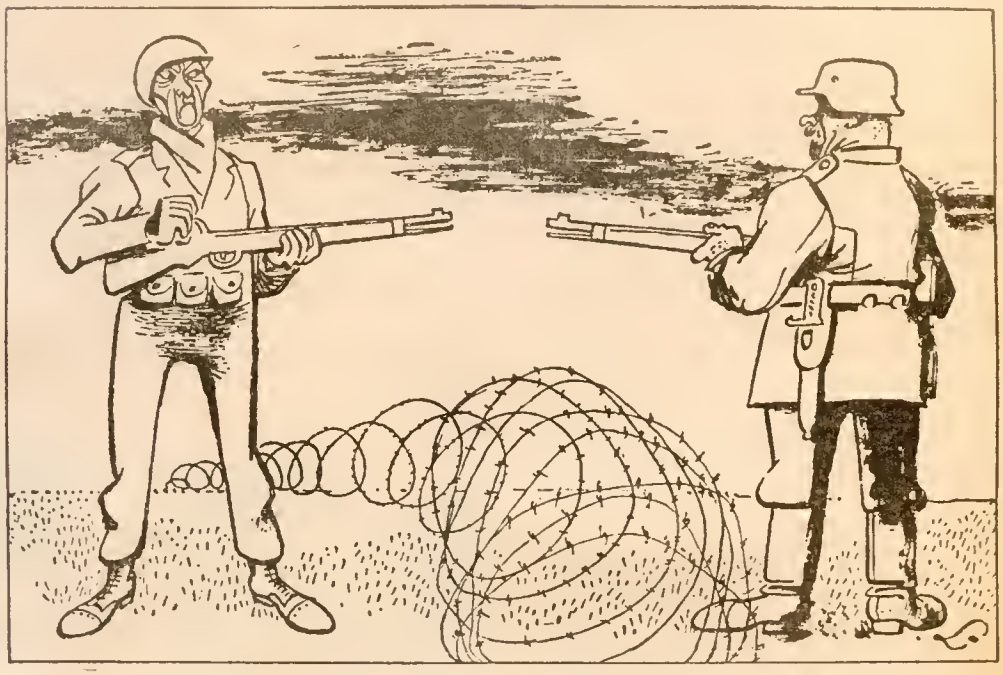
LEMMER: Ja.

SPIEGEL: Und andererseits fließt auch durch diese Regelung kein Westgeld in „DDR"-Kassen.

LEMMER: Ich betrachte den Vorschlag, die Frage erneut zu prüfen, für mich als eine wertvolle Anregung.

SPIEGEL: In der letzten Zeit ist, wenn wir Sie recht verstehen, nichts in dieser Richtung unternommen worden?

LEMMER: Es ist mal die Frage aufgeworfen worden — auch von mir selbst —, ob nicht parallel zur Treuhandstelle für den Interzonenhandel eine solche für den Interzonenverkehr zu schaffen sei, um auf diese Weise zu Vereinbarungen über die erleichterte Passage über die Interzonenstraßen zu kommen; auf über-



Süddeutsche Zeitung

„Kann Dir die Hand nicht geben, derweil ich eben lad . . ."

flüssige Kontrollen sollte verzichtet werden.

SPIEGEL: Können Sie uns schon sagen, ob Sie fest vorhaben, wegen der Reisescheck-Idee im Bundeskabinett initiativ zu werden?

LEMMER: Diese Gedanken an das Bundeskabinett heranzubringen, falls sich bei der erneuten Überprüfung eine Chance ergibt, das kann ich in Aussicht stellen. Aber natürlich kann ich dem Bundeskabinett nicht mit vagen Vorstellungen kommen, sondern ich muß dann auch einen wirklich realisierbaren Plan vorlegen, um hier in einer, wie ich glaube, bemerkenswerten Weise auf dem Wege zur Steigerung des innerdeutschen Verkehrs weiterzukommen.

SPIEGEL: Sie müßten ja mit dieser Reisescheck-Idee auch an die Behörden der Zone herantreten . . .

LEMMER: Ja, falls die Prüfung positiv verläuft.

SPIEGEL: ... in irgendeiner offiziellen Form.

LEMMER: Das könnte man meines Erachtens am Anfang über die Treuhandstelle für den Interzonenhandel machen, die auch ihre Erfahrungen hat, wie dieser Plan zur Diskussion gestellt werden könnte. Diese bewährte Stelle könnte übrigens auch die Anlegenheit des Zonenverkehrs bei sich vereinigen.

SPIEGEL: Ein Unterschied darf dabei freilich nicht verkannt werden: Der Interzonenhandel funktioniert unter anderem deswegen, weil auch die Ostseite daran interessiert ist, daß er funktioniert. Wie weit ist nun aber die Ostseite daran interessiert, daß der Interzonenreiseverkehr funktioniert?

LEMMER: Ich setze voraus, daß die Behörden im Gebiet der Sowjetzone doch auch ein Interesse daran haben sollten, daß dieser innerdeutsche Verkehr für die Menschen erleichtert wird. Denn wenn sie sich so stark und überlegen fühlen, wie es ihre Propaganda sagt, dann können sie ja keine Hemmungen haben. Wenn sie, was die Jugendlichen betrifft, davon eine Ausnahme machen, darüber können wir ja noch später vielleicht miteinander sprechen. Aber ich könnte mir also denken, daß man drüben auch schon unter dem Druck der eigenen Bevölkerung, die diese Verbindung zu den Landsleuten im Bundesgebiet will, Entgegenkommen zeigen muß, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, die Bevölkerung Mitteldeutschlands von der Verbundenheit mit dem übrigen deutschen Siedlungsgebiet zu isolieren. — Allerdings geben die letzten Maßnahmen der Zonen-Behörden zu Befürchtungen Anlaß, daß der Reiseverkehr erschwert werden soll.

SPIEGEL: Sie kennen die Argumente der Ostseite dafür, daß der Interzonenverkehr erschwert wird. Da wird behauptet, daß den Besuchern, die aus der Sowjetzone in den Westen herüberkommen, Propaganda-Material gegeben wird, daß sie von Nachrichtendiensten oder ähnlichen Institutionen ausgefragt werden, daß sie schließlich angeworben werden für militärische Zwecke.

LEMMER: Diese Behauptungen sind unwahr, treffen aber leider weitgehend auf die Zone zu. Im übrigen bin ich der Meinung, daß man sich nicht an den Menschen vergehen darf, die von drüben als Gäste in den anderen Teil ihrer deutschen Heimat kommen, indem man sie für Propagandazwecke mißbraucht. Sie sind mir zu schade, um Objekte einer irgendwie gearteten Propaganda zu sein. Ich vertraue darauf, daß, wenn die Thüringer und die Sachsen und

KAKAO- SCHOKOLADEN- PRALINEN- UND ZUCKERWARENWERK
• WILH. SCHMITZ-SCHOLL • MÜLHEIM-RUHR

RAHM OHG ESSEN

Was Inge ihm wohl heute schenkt,
Max hier überlegend denkt -
„Gallus-Schuhe" sind's - famos!
Weihnachtsfreude: riesengroß!

GALLUS
HERRENSCHUHE

Gallus-Herrenschuhfabrik · Dülken/Rhld.

CHAMPAGNE

LOUIS ROEDERER

REIMS

Wo große Ereignisse festlich begangen werden, wo ein Kreis von Feinschmeckern beim Diner zusammensitzt, wo immer der Anlaß besteht, seinen Gästen etwas ganz besonderes zu bieten, da wählt man LOUIS ROEDERER, den großen Champagner aus Reims.

✳ GRAND VIN SEC
goût américain

✳ EXTRA DRY

✳ BRUT 1949

✳ BRUT 1949 ROSÉ

✳ BRUT 1949 CRISTAL

CHAMPAGNE LOUIS ROEDERER ALLEINIMPORT GODARD GMBH HAMBURG 1

das immer
gut aussehende Hemd, das man
auch ungebügelt tragen kann!

ELSBACH WÄSCHEFABRIKEN AG · ABT. D
HERFORD/WESTF.

Warzen

sind Fremdkörper auf der Haut, die nur dann wirklich beseitigt werden, wenn man sie mit der Wurzel heraushalt. Mit den bekannten „W-Tropfen" kann man dies in 5 — 6 Tagen bequem erreichen. Täglich wird ein Tropfen auf getragen. Durch die Tiefenwirkung der „W-Tropfen" lösen sich die Warzen aus der Haut heraus. Mit „W-Tropfen" kann man ebenso harte Hornhaut an den Füßen, aber auch Hühneraugen beseitigen. Über 20 Millionen Flaschen „W-Tropfen" wurden bisher verbraucht. Die Originalflasche „W-Tropfen" mit Auftrage-Pipette ist in allen Apotheken und Drogerien zu haben.

W-Tropfen

die Brandenburger und die Mecklenburger die Lebensart kennenlernten, in der wir uns bewegen dürfen, daß das schon soviel moralische Kraft ausstrahlt, daß es mir völlig sinnlos erscheint, da noch nachhelfen zu wollen. Und im übrigen könnte ja auch vereinbart werden — auf Gegenseitigkeit —, daß Belästigungen irgendwelcher Art der Besucher hüben und drüben vermieden werden. Wenn wir die Vorwürfe hören, die von jenseits des Brandenburger Tores laut werden, dann könnte ein Unbeteiligter den Eindruck haben, als ob man im Regime der SED keinerlei Propaganda kennt, keinerlei Sicherheitsdienste, keine Nachrichtenorganisation hat — die reinen Unschuldsengel — und nur hier im Westen mit solchen Mitteln gearbeitet würde. Ich bin persönlich der Meinung, daß der Westen eher amateurmäßig und dilettantisch arbeitet gegenüber der viel raffinierteren Technik, mit der die Organe der „DDR" zu arbeiten wissen.

SPIEGEL: Die Ost-Propaganda fängt ja schon an jedem Interzonenübergang an. Kommt man in die Abfertigungsbaracken hinein, wird man ja in der Hinsicht bereits bearbeitet.

LEMMER: So ist es.

SPIEGEL: Die Regierung der „DDR" hat natürlich, weil die Zone ein Diktaturstaat ist, Möglichkeiten, diese Beeinflussung zentral zu lenken. Wie weit haben Sie nun Möglichkeiten, Ihre Vorstellungen von der Keuschheit des Interzonenverkehrs im Bundesgebiet durchzusetzen? Denn wenn wir es recht sehen, sind Stellen an den Kontakten mit Interzonenreisenden beteiligt, die nicht den Weisungen Ihres Hauses unterliegen.

LEMMER: Ich habe schon betont, daß die Besucher aus der Zone nicht belästigt werden. Falls doch einmal ein Mißbrauch eintreten sollte — schwarze Schafe gibt es überall —, so bin ich sicher, daß mein Haus Überzeugungskraft genug haben wird, um alle in Betracht kommenden Stellen anzuhalten, sich dieser Methode zu unterwerfen, von der wir eben gesprochen haben.

SPIEGEL: Herr Minister, unterstellen wir einmal, daß die Ostseite bereit wäre, auf Ihre Vorschläge eines propagandafreien gesamtdeutschen Verkehrs einzugehen. Nehmen wir einmal an, sie würde das davon abhängig machen, daß darüber Besprechungen auf höherer Ebene stattfinden müssen. Wo, meinen Sie, liegt da die Grenze des westdeutschen Zugeständnisses?

LEMMER: Ich muß mich dabei im Rahmen der Bundespolitik halten, die sich bisher aus guten Gründen geweigert hat, die Existenz eines zweiten deutschen Staates völkerrechtlich anzuerkennen. Nicht, weil wir uns für bessere Menschen halten, sondern weil das Regime dieses anderen Teiles unserer deutschen Heimat der demokratischen Legitimation immer noch bedarf, weil es keine Regierung ist, die auf der Bestätigung durch eine Willensäußerung ihrer Bevölkerung beruht. Das ist die Schwierigkeit. Und infolgedessen sehe ich zur Zeit keine Möglichkeit, daß auf der Ebene von Ministern oder Staatssekretären diese Besprechungen geführt werden sollen, sondern wir werden uns darauf beschränken müssen, Bevollmächtigte auf beiden Seiten zu bestimmen, die dann die erforderlichen Vollmachten haben, um die von uns jetzt hier skizzierten Kontaktmöglichkeiten zu realisieren.

SPIEGEL: Herr Minister, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

KRAFTFAHRT

ARBEITER-AUTOS

Fahrrad genügt

Mit der Frage, ob der Besitz eines Autos für einen Industriearbeiter als übertriebener Luxus anzusehen ist, mußte sich kürzlich der Bremer Arbeitsgerichtsrat Helmer Arnold beschäftigen: Von der Antwort auf diese Frage hing Arnolds Entscheidung in einem Rechtsstreit ab, in dem es darum ging, ob eine Firma für Schäden an Arbeitnehmer-Autos haftbar gemacht werden kann, die auf einem betriebseigenen Parkplatz abgestellt sind.

Gegner in dem Rechtsstreit waren die Automobilfabrik Carl F. W. Borgward GmbH und der Borgward-Maschinenschlosser Horst Panier, der einen Volkswagen besaß, mit dem er täglich zur Arbeit fuhr.

Als Panier am 2. Februar dieses Jahres nach der Arbeit heimfahren wollte, fand er auf dem Betriebsparkplatz statt seines Wagens nur einige Glassplitter vor: Der Wagen war gestohlen worden; er wurde später etwas lädiert bei Hamburg ausfindig gemacht, und Panier mußte für die Reparatur des Wagens 219,30 Mark bezahlen.

Panier war der Ansicht, daß die Firma Borgward für diesen Schaden aufkommen müsse, weil der Wagen von ihrem Parkplatz gestohlen worden war. Als die Firma dieses Ansinnen zurückwies, suchte Panier bei seiner Gewerkschaft Rat, die prompt eine Klage beim Arbeitsgericht in Bremen einreichte.

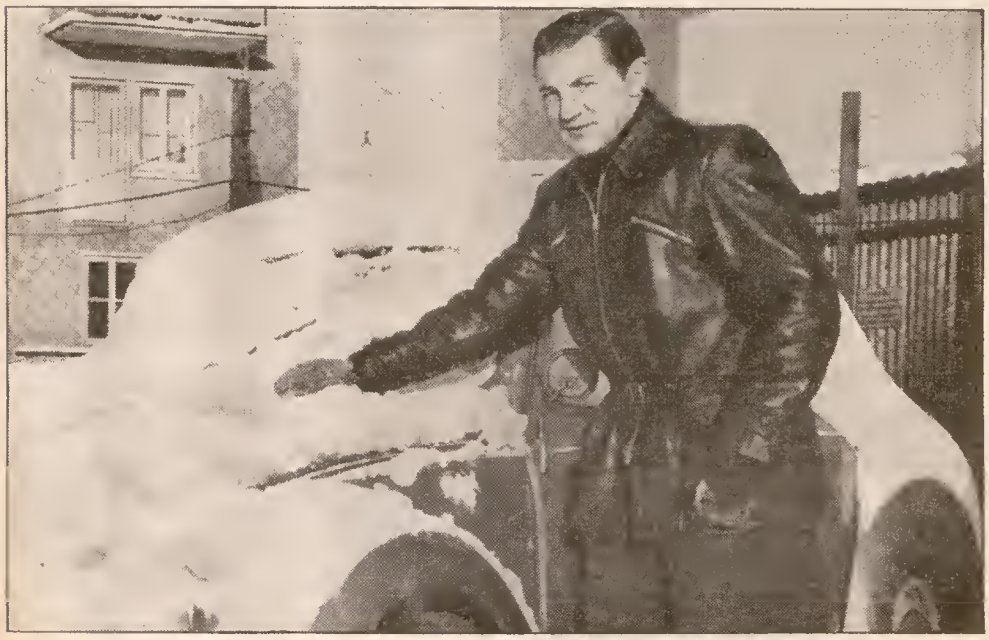
Da es um eine wichtige Rechtsfrage ging, über die noch nie entschieden worden war, schickten sowohl die Industrie-Gewerkschaft Metall als auch der Arbeitgeberverband der Metallindustrie ihre Arbeitsrechtsspezialisten als Prozeßvertreter vor das Gericht.

Borgward müsse zahlen, argumentierte der Gewerkschaftssekretär Gerhard Klöver; denn der Arbeitgeber habe angesichts der zunehmenden Motorisierung dafür zu sorgen, daß die Kraftfahrzeuge seiner Belegschaftsmitglieder diebstahlsicher abgestellt werden können. Es sei der Grundgedanke der Fürsorgepflicht, daß der Arbeitgeber immer dann für Fahrzeuge der Arbeitnehmer haften müsse, wenn die Benutzung dieser Fahrzeuge „arbeitszweckdienlich" sei. Der Gewerkschaftssekretär verwies auf eine Entscheidung des Landesarbeitsgerichts in Hamm, das die Benutzung eines eigenen Motorrollers durch einen Arbeitnehmer für die Fahrt zur Arbeitsstätte als arbeitszweckdienlich angesehen hatte.

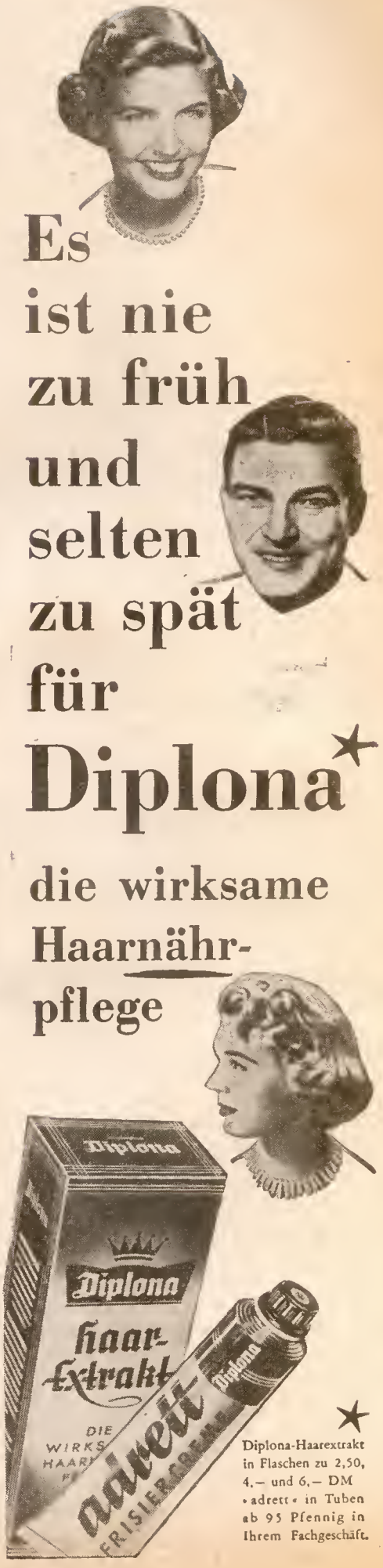
Dies gelte, so trug Klöver dem Gericht vor, auch für den Volkswagen des Horst Panier. Im Vergleich zur Fahrt mit der Straßenbahn spare der Maschinenschlosser nämlich durch die Benutzung des eigenen Wagens bei normalen Arbeitsschichten täglich 50 Minuten und bei Spätschichten sogar 65 Minuten ein. „Diese Verlängerung der Erholungspause zwischen den einzelnen Arbeitsschichten kann nur arbeitszweckdienlich sein", folgerte der Gewerkschaftsfunktionär.

Die Vertreter des Arbeitgeberverbandes, Hans Georgi und Dr. Eberhard Wehr, wandten gegen diese Argumente ein, es sei mehr als zweifelhaft, „ob die durch Benutzung des Personenwagens erreichte Zeitersparnis auf die Dauer gesehen wirklich eine Erleichterung bedeutet, (oder) ob nicht vielmehr die nervliche Beanspruchung durch Benutzung des Fahrzeugs während der Hauptverkehrszeit gesundheitlich schädigender ist als die Benutzung des öffentlichen Verkehrsmittels, wobei eine nervliche Beanspruchung vollkommen ausscheidet".

Daß die Borgwardschen Prozeßvertreter die Autofahrt zur Arbeitsstätte als eine arge Nervenbelastung darstellten, kam dem Maschinenschlosser Panier unerwartet, hatte doch die Firma Lloyd Motoren Werke GmbH., die zur Borgward-Gruppe gehört, in der Werbung für ihre Kleinwagen bis dahin eine ganz andere Meinung kundgetan: „Jedes Wochenende sollte ein kleiner Urlaub, jeder Weg zur Arbeitsstätte eine erholsame Fahrt sein. Was wäre hierzu besser geeignet als der eigene Wagen? Nicht mehr auf überfüllte öffentliche Verkehrsmittel angewiesen zu sein, die lang ersehnte Urlaubsfahrt ins Ausland antreten zu können — schon diese Möglichkeiten rechtfertigen die Anschaffung eines eigenen Wagens, ganz abgesehen von den sonsti-



Autobesitzer Schlosser **Panier:** Macht Autofahren untüchtig?



gen beruflichen Vorteilen, die der Besitz eines Automobils bietet."

Den Richter Arnold störte diese absonderliche Diskrepanz freilich nicht: Das Arbeitsgericht entschied, ein eigenes Kraftfahrzeug sei vorerst für den Arbeitnehmer noch ein Luxusgegenstand, jedenfalls im Lande Bremen. Angemessenes Verkehrsmittel für die Arbeitnehmer sei das Fahrrad, dessen Benutzung — im Gegensatz zu der des Autos — auch „arbeitszweckdienlich" sei und für dessen diebstahlsichere Unterbringung während der Arbeitszeit der Arbeitgeber folglich zu sorgen habe.

Denn ein Rechtsgrundsatz, so urteilte Arnold, der für einen Motorroller in Nordrhein-Westfalen gilt, sei nicht unbedingt auch für einen Personenwagen in Bremen anzuerkennen. Im Gegenteil: „Die Unterhaltungskosten eines Volkswagens sind heute noch so hoch, daß eine Familie, in der nur der Vater verdient, sich nur im Einzelfalle einen Wagen halten kann. Trotz der in den Nachkriegsjahren laufend angewachsenen Autozahl muß das Halten eines eigenen Personenwagens bei einem Arbeitnehmer noch als Luxus, als Sport, als Hobby bezeichnet werden... Das Halten eines Wagens für mehr oder weniger private Zwecke ist ein Vergnügen." Richter Arnold wies die Klage ab.

Die Industrie-Gewerkschaft Metall hält es angesichts dieser Argumente für aussichtslos, gegen das Urteil Berufung einzulegen. Sie erklärte jedoch, daß sie „zu gegebener Zeit und Gelegenheit eine andere Entscheidung der Arbeitsgerichte erwirken" wolle.

Arbeitsrichter Arnold
Auto-Besitz ist ein Vergnügen

HAFTPFLICHT

Beitragserhöhung nach PS

Im Bundeswirtschaftsministerium werten zur Zeit einige besonders vertrauenswürdige Beamte unter der Aufsicht des Ministerialrats Bormann eine Anzahl Untersuchungsberichte aus, die, so kritisierte der Allgemeine Deutsche Automobil-Club (ADAC), „wie eine geheime Kommandosache behandelt werden".

Minister Erhard hat die Kostenlage von 22 westdeutschen Versicherungsgesellschaften monatelang von Wirtschaftsprüfern erkunden lassen, um herauszufinden, ob das Vorhaben der Gesellschaften gerechtfertigt ist, die Kraftfahrzeug-Versicherungsbeiträge — die sogenannten Prämien — um etwa 30 Prozent heraufzusetzen. Mit höheren Beitragssätzen müssen etwa 40 Prozent der westdeutschen Kraftfahrer im nächsten Frühjahr rechnen. Schrieb dazu der ADAC: „Man kann nur staunen, mit welcher Schnelligkeit sich das Bundeswirtschaftsministerium der beantragten Prämienerhöhung der Versicherer angenommen hat."

Die Versicherungsgesellschaften klagen seit einiger Zeit, daß die Kraftfahrzeug-Versicherung für sie kein Geschäft mehr sei. Während in fast allen anderen Versicherungssparten die Beitragseinnahmen weit über den Ausgaben liegen, bleibe ihnen bei der Kfz-Versicherung nicht einmal mehr der garantierte Mindestgewinn von fünf Prozent.

Alle westdeutschen Versicherungsgesellschaften weisen darauf hin, daß die Kraftfahrzeug-Versicherung in den letzten Jahren immer stärker in Anspruch genommen wurde; die Unfallziffer wuchs schneller als die Motorisierung: Während

Das Gewicht muss herunter!

Nicht nur aus Eitelkeit, sondern vor allem der Gesundheit wegen (sagt der Arzt) soll man zu reichliches Übergewicht bekämpfen. Häufig ist Darmträgheit eine wesentliche Ursache der Korpulenz: Die Nahrung bleibt zu lange im Darm und wird zu gründlich ausgenutzt. Darum sollten Korpulente den Stoffwechsel kräftig anregen und für täglich zweimaligen Stuhlgang sorgen. Dann wird das Gewicht mit der Zeit ganz von selbst heruntergehen.

Der Gallefarscher Prof. Dr. med. H. Much hat ein Präparat geschaffen, das im Gegensatz zu solchen Abführmitteln, die nur einseitig auf den Dickdarm wirken — gleichzeitig auf alle vier Organe, nämlich die Leber, Galle, den Dünn- und Dickdarm, in schonendster Weise wirkt. Es sind die „Dragees Neunzehn". **Nur diese „Dragees Neunzehn" enthalten auch den einzigartigen Wirkstoff „Extr. Fel. suis Much".** Er regt die Leber zur verstärkten Galleproduktion an und reguliert damit auf natürliche Weise auch die gesamte Darmtätigkeit. Eine Kur mit „Dragees Neunzehn" belebt und verjüngt den ganzen Organismus. **Machen Sie einmal einen Versuch.**

So urteilt die ärztliche Fachpresse über „Dragees Neunzehn": **„Ärztliche Praxis"** Nr. 9, vom 2. März 1957, Seite 13, berichtet aus der Medizinischen Universitätsklinik, Jena, u. a.: „Nach unseren Erfahrungen stellen ‚Dragees Neunzehn' besonders auch bei der Behandlung der verschiedensten Fettsuchtformen ein wertvolles Hilfsmittel dar." — **„Berliner Medizin"** Nr. 8, vom 10. Mai 1957, Seite 194, schreibt u. a.: „Die Vielfachwirkung des Präparates ‚Dragees Neunzehn' weist gegenüber den einseitig nur auf Dünn- oder Dickdarm wirkenden Abführmitteln wesentliche Vorteile auf."

Ihre Apotheke hat „Dragees Neunzehn" immer vorrätig. — Packung mit 40 St. DM 1,60, Klinikpackung mit 150 St. DM 4,75.

die Zahl der Kraftfahrzeuge von 1955 bis 1956 um 10 Prozent anstieg, erhöhten sich die Sachschäden um 16,6 Prozent.

Nach einer alten Kalkulationsregel ist das Versicherungsgeschäft nur dann rentabel, wenn die Schadensquote* 60 Prozent nicht übersteigt. Bereits im vergangenen Jahre betrug die Schadensquote der westdeutschen Kfz-Versicherungsgesellschaften jedoch schon 68,9 Prozent; die Allianz Versicherung-AG wies sogar eine Quote von 75,6 Prozent aus.

Das Mißverhältnis von Einnahmen und Ausgaben — so klagen die Versicherungsgesellschaften — hat sich in diesem Jahr wegen des Kleinwagen-Booms noch stärker zuungunsten der Gesellschaften verschoben: Die zahlreichen neuen Klein- und Kleinstwagen, deren Besitzer meist keinerlei Fahrpraxis haben, richten weit mehr Schaden an als die sonstigen Verkehrsteilnehmer. Stöhnte der Präsident des Gesamtverbandes der Versicherungswirt-

Versicherungspräsident Plath
Zuviel Unfälle durch Kleinwagen

schaft, Dr. Werner Plath, 55, Generaldirektor der „National" Allgemeine Versicherungs-AG in Lübeck, auf einer Verbandstagung: „Die Kraftverkehrs-Versicherung ist nunmehr die Schicksalsfrage der deutschen Assekuranz geworden."

Bevor solche Klagen das Ohr des Bundeswirtschaftsministers erreichten, wurden sie in den vergangenen Monaten von der „Arbeitsgemeinschaft von Versicherungsnehmern für Fragen der Kraftfahrzeug-Versicherung" kritisch kommentiert. Dieser Langnamverein wurde unter Beteiligung der verschiedenen Wirtschaftsverbände und der Automobilclubs eigens zu dem Zweck gegründet, die Sonderstellung der Kraftfahrzeug-Versicherung zu torpedieren. Die Kraftfahrzeug-Versicherung ist nämlich seit 1938 in einem staatlichen Zwangskartell zusammengeschlossen, das einheitliche — vom Staat zu genehmigende — Versicherungsbeiträge festsetzt.

Nachdrücklich verlangte die Arbeitsgemeinschaft von dem Kartellfeind Erhard, dieses Kartell aufzulösen, „damit endlich ein Preis- und Leistungswettbewerb zwischen den Gesellschaften besteht". Minister Erhard versprach dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft während einer Aussprache im vergangenen Jahr in Bonn: „Was hier geschieht, paßt nicht in die Marktwirtschaft. Ich werde diese Verordnung* aufheben und nur aus Loyalitätsgründen auch noch die Versicherungen anhören."

Jedoch dämpfte Erhards Ministerialrat Bormann sehr schnell die Hoffnungen der Versicherungsnehmer: „Sie haben zwar die Erklärung des Ministers gehört, aber wie die Entscheidung ausfallen wird, das wollen wir erst einmal abwarten."

„Aus Loyalitätsgründen" erteilte Erhard mehreren Wirtschaftsprüfern den Sonderauftrag, die Kostenlage der Versicherungsgesellschaften zu sondieren. Der rührigen Dachorganisation der Versicherungskonzerne — dem Verband der Haftpflicht-, Unfall- und Kraftverkehrs-Versicherer (HUK-Verband) — gelang es aber, sich rechtzeitig die Prüfungsrichtlinien aus dem Bundeswirtschaftsministerium zu verschaffen und die Versicherungsgesellschaften zu alarmieren. Der HUK-Verband konnte seine Mitglieder mit einem Rundschreiben beruhigen:

„Bei der Prüfung der Schadenreserve (Rückstellungen für unerledigte Schadensfälle) werden sich voraussichtlich die Prüfer auf die Zusammenstellung der Buchhaltungszahlen beschränken. Es wird nicht ihre Aufgabe sein, die Höhe der Schadensreserve im Einzelfall nachzuprüfen oder in eine Betrachtung der Reservepolitik einzutreten."

Auch würden Erhards Prüfer, so versicherte der Verband, „keine zeitraubenden Ermittlungen" über eine Aufteilung der Verwaltungskosten anstellen und von „eventuell notwendig werdenden umfangreichen Einzeluntersuchungen absehen".

Der Verband wiegte seine Mitglieder in Sicherheit, nachdem er erfahren hatte, daß wahrscheinlich „die gleichen Herren mit der Prüfung seitens des BWM beauftragt werden wie im Jahre 1955, zumal wir ausdrücklich darum gebeten haben". Als das Präsidium des ADAC von diesem Rundschreiben des HUK-Verbandes Kenntnis erhalten hatte, beklagte es sich mit bitterer Ironie: „Man kann ... an den Fingern abzählen, wie das Prüfungsergebnis bei den vorgesehenen Richtlinien ausfallen wird."

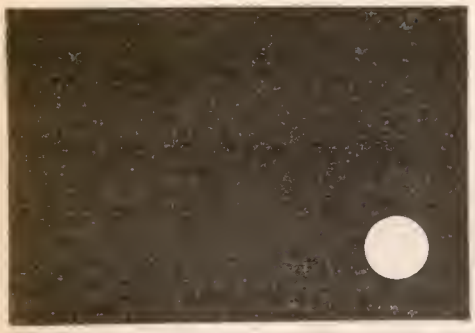
Der ADAC behielt mit seiner Skepsis recht. Der Bundeswirtschaftsminister gab nicht nur seinen Plan auf, die Prämienbindung abzuschaffen und die Versicherungsunternehmen zum Leistungswettbewerb zu zwingen, Erhard sträubte sich auch nicht länger gegen das Verlangen der Versicherungsgesellschaften, höhere Beiträge zu kassieren. Allerdings wird diese Belastung zunächst nur auf Kraftfahrer abgewälzt, die nach Ansicht der Versicherungen die meisten Unfälle verursachen.

Noch vor einigen Monaten wollten die Versicherungskonzerne *allen* Kraftfahrzeugbesitzern eine höhere Gebühr zudiktieren. Als jedoch die Vertreter der Industrie in der Arbeitsgemeinschaft der Versicherungsnehmer dagegen wütend opponierten, zuckten die Versicherungsgesellschaften zurück, und ihr Präsident Dr. Plath verkündete schnell: „Wir streben keine lineare Erhöhung an." Vielmehr sollen die Versicherungsbeiträge für alle Motorfahrzeuge bis zu 30 PS um etwa 30 Prozent heraufgesetzt werden.

Diese Beitragserhöhung trifft nicht nur jeden Motorroller-Fahrer und Goggomobilisten, sondern auch die etwa 850 000 westdeutschen Volkswagenbesitzer, die in Zukunft jährlich 239,20 Mark für die Haftpflichtversicherung — statt bisher 185 Mark — zahlen sollen.

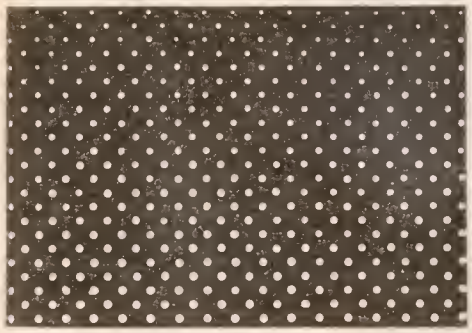
* Anteil der Ausgaben für Schadensregelung, gemessen am Beitragsaufkommen.

* Der starre Tarif der Kraftfahrzeug-Versicherung wurde durch die Verordnung des Reichskommissars für die Preisbildung am 14. Februar 1938 eingeführt.



Ein einziges

Produkt, das Automobil, stand 1904 allein auf dem Produktionsprogramm der Hispano Suiza. Dann kam der Flugzeugmotor hinzu. Der eigene Bedarf führte zur Aluminiumgießerei, zu Werkzeugmaschinen, Spezialbearbeitungsmaschinen, zu Prüf- und Kontrollgeräten. Eigene Bearbeitungsverfahren wurden entwickelt, mit ihnen neue Maschinen und Geräte. In dem Maß, in dem die technische Erfahrung und der Bedarf wuchsen, weitete sich das Produktionsprogramm aus.



hunderte

von verschiedenen technischen Erzeugnissen stellt die Hispano Suiza heute her. Aus dem Bau für den eigenen Bedarf wurde der Bau auch für den Fremdbedarf. Eins ergab und ergibt das andere. Schon ist zur ersten direkt angetriebenen Textilspindel die schnell laufende direkt angetriebene schwere Spindel für Kunstfasern neu hinzugekommen und in die industrielle Erprobung gegangen. Die Entwicklung steht nie still.

HISPANO SUIZA

Werkzeugmaschinen, Textilmaschinen, Meßgeräte, Schwere Kraftfahrzeugmotore, Turbinenluftstrahltriebwerke, Flugzeugfahrgestelle, Geräte der Flugzeughydraulik, Rüstungsmaterial u. a.

Der fliegende Storch über Europa

Schweiz · Frankreich · Spanien
England · Niederlande · Italien

BUNDESLÄNDER

BAYERN

Der wandelbare Eberhard

Der Initiative des Bayrischen Staatsministers für Finanzen, Rudolf Eberhard, CSU, ist es zuzuschreiben, daß die Zuwendungen für bayrische Staatsbeamte zum Christfest 1957 auf ein Minimum zusammengestrichen worden sind. In eben diesem Rudolf Eberhard aber hatten die bayrischen Staatsbeamten ihren zuverlässigsten Vorkämpfer für hohe Weihnachtsgratifikationen gehabt, solange der christlich-soziale Politiker zur Opposition im Bayrischen Landtag gehörte.

Getreu einem 1939 gefaßten Grundsatz, Bayerns Staatsbeamte müßten zu Weihnachten mit Gratifikationen bedacht werden, galt seit 1952 eine Regelung, die bis 1955 in Kraft war: Die unverheirateten Beamten durften dreißig Mark entgegennehmen, die Verheirateten fünfzig und für jedes Kind zusätzlich fünfzehn Mark.

Bayrischer Finanzminister **Eberhard**
„Abwegige Forderungen"

Als 1956 der sozialdemokratische Finanzminister Zietsch nur noch Beamtengehälter unter 665 Mark mit Weihnachtsgeld nach dem alten Schema aufbessern und höhere Gehaltsgruppen leer ausgehen lassen wollte, protestierte CSU-Eberhard im Landtagsplenum laut gegen eine solche Staffelung. Er warnte eindringlich davor, von der bewährten Regel abzugehen. Eberhard protestierte vergeblich; ein CSU-Antrag, das Weihnachtsgeld weiterhin ohne Rücksicht auf die Gehaltshöhe zu zahlen, fiel im Landtag durch.

Im Oktober 1957 wurde das SPD-geführte bayrische Koalitionskabinett — und mit ihm Finanzminister Zietsch — gestürzt. Die Staatsbeamten des Landes blickten hoffnungsvoll auf das neue, CSU-geführte Kabinett. Denn niemand anders als Rudolf Eberhard, ihr wärmster Fürsprecher in Gratifikations-Angelegenheiten, hatte den sparsamen Friedrich Zietsch als Finanzminister abgelöst.

Um so mehr waren die Beamten erstaunt, als Eberhard Ende November erklärte, Weihnachtszuwendungen an Beamte seien nicht mehr am Platze; Bayern sei damit bisher unzweifelhaft über den üblichen Rahmen hinausgegangen.

Der jähe Meinungswechsel des Rudolf Eberhard wurde besonders offenkundig, als er mit herben Worten die „etwas abwegigen Forderungen" und die „Kurzsichtigkeit" der Beamten-Organisationen zu kritisieren begann, mit denen ja sein Vorgänger Friedrich Zietsch schon in ständigem Kampfe gelegen habe.

Während die Gewerkschaften und Beamtenorganisationen empört aufheulten, riet der Minister den Abgeordneten von „Sondertouren" in Sachen Weihnachtszuwendungen energisch ab; überhaupt sei es nicht Angelegenheit des Freistaates Bayern, hinsichtlich der Beamtenbezüge vorzuprellen. Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Opposition billigte der Landtag den Staatsbeamten schließlich fünfzehn Mark je Kind zu, falls das Gehalt 495 Mark nicht übersteigt. Wer mehr verdient oder keine Kinder hat, geht leer aus.

Die bayrischen Staatsbeamten haben nun einen ganz speziellen Anlaß, sich über den Sinneswandel klarzuwerden, den Politiker zuweilen durchmachen, wenn sie von den Oppositionsbänken, wo sie jeder Verantwortung ledig sind, in Ministersessel überwechseln.

INDUSTRIE

BMW-FINANZIERUNG

Sehr gut spekuliert

Noch vor Silvester werden die Aktionäre der Bayerischen Motoren Werke AG (BMW) auf der diesjährigen Hauptversammlung die Gewißheit darüber erhalten, daß einer aus ihrer Mitte sich der Sperrminorität* an BMW-Aktien bemächtigt hat.

Dieser Anteilseigner, der Holz- und Aktienhändler Hermann D. Krages aus Bremen, hat im vergangenen Sommer mit der für ihn typischen Hartnäckigkeit so viele BMW-Aktien aufgekauft, daß die Börsenkurse für das seit Kriegsende dividendenlose Papier ungeahnte Höhen erreichten. Die Notierungen zogen während der letzten vier Monate um 30 Punkte an, obwohl die Firma seit längerer Zeit mit Verlust arbeitet (im vergangenen Jahr 6,5 Millionen Mark).

Das Interesse des Bremer Holzkaufmanns für ein Werk der Auto-Industrie, das durch Demontagen und Enteignungen in der Sowjetzone schwer getroffen wurde, gab auf den Börsen Anlaß zu Rätseleien, um so mehr, als sich BMW-Generaldirektor Dr. Richter-Brohm seit Monaten um einen Investitionskredit bemüht, der die Serienproduktion eines 1,6-Liter-Wagens im nächsten Herbst ermöglichen soll (SPIEGEL 39/57).

Die Gerüchte verdichteten sich schließlich zu der Hypothese, der als Spekulant verschriene Krages wolle sich als BMW-Großaktionär einen seriösen Anstrich geben und sei bereit, ein solches Renommee entsprechend teuer zu bezahlen. In Wirklichkeit aber bietet sich dem erfolgreichsten Aktienhändler der letzten Jahre durchaus die Möglichkeit, das Streben nach Gediegenheit nutzbringend mit einem ansehnlichen Ertrag zu verbinden.

* Bei einem Aktienbesitz von mehr als 25 Prozent des Grundkapitals — der sogenannten Sperrminorität — kann der Anteilseigner in der Hauptversammlung alle Beschlüsse durch sein Veto verhindern.

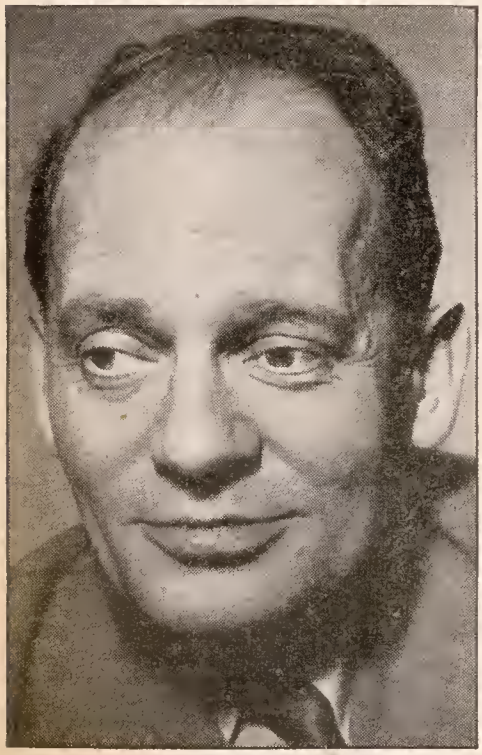
Die Deutsche Bank, die gemeinsam mit der Dresdner Bank etwa die Hälfte aller BMW-Aktien in ihren Kundendepots aufbewahrt, hatte den notleidenden BMW-Werken keine rechte Hilfe angedeihen lassen, obwohl der bayrische Staat Kreditbürgschaft leisten wollte. Die Bank zeigte sich erst aufgeschlossen, als Krages BMW-Aktien zu kaufen begann.

Das von BMW-Generaldirektor Richter-Brohm benötigte Investitionskapital soll jetzt mit Hilfe der Deutschen Bank durch Ausgabe von 15 Millionen Mark Wandelobligationen — festverzinslichen Schuldverschreibungen, die später in Aktien umgetauscht werden — aufgebracht werden. Über Zinssatz und Ausgabekurs dieser Papiere schweigt sich die Deutsche Bank vorläufig noch aus. Attraktive Zinsen wird die kapitalknappe BWM-AG sich aber kaum leisten können, so daß ein Käuferansturm nicht zu erwarten ist.

Hermann D. Krages ist bereit, in die Bresche zu springen. Selbst bei mäßiger Ausstattung der Obligationen will er alle von den Aktionären verschmähten Papiere in sein Portefeuille nehmen, damit die 15 Millionen Mark gesichert sind, mit denen die BMW ihr Produktionsprogramm auf eine breitere Basis stellen wollen.

Der Sprung in die Bresche, zu dem Krages entschlossen ist, wird seine Früchte tragen, wenn die Schuldverschreibungen 1962 in Aktien umgetauscht werden. Bis dahin wird der Bremer Holzhändler sein 25prozentiges Aktienpaket wahrscheinlich zu einem stabilen Mehrheitspaket abgerundet haben.

Die etwa zum Nennwert übernommenen Obligationen dürften bei dem Umtausch in Aktien nicht unbeträchtliche Kursgewinne bringen. Dank der Kapitalzufuhr sollen sich die Bayerischen Motoren Werke bis 1962 so weit erholt haben, daß ihre Aktien an den Börsen wieder mehr Ansehen genießen. Aber sogar nach den gegenwärtigen Notierungen der BMW-Aktien, die um 140 Prozent pendeln, würde Krages durch den Umtausch einen Kursgewinn von etwa 400 Mark je 1000-Mark-Obligation erhalten.



BMW-Großaktionär Krages
Gewinnbringender Sprung in die Bresche

Der bekannte Fernsehkoch Clemens Wilmenrod »zelebriert« eine POTT-Feuerzangenbowle.

Heute abend...

...eine POTT-Feuerzangenbowle! – Ihre Gäste sind da und haben Platz genommen. Und nun kommt die Überraschung: Licht aus, ein Streichholz flammt auf und entzündet den rumgetränkten Zuckerhut. Züngelnde blaue Flammen tauchen den Raum in ein geheimnisvolles Licht. Schwer tropft der geschmolzene Zucker in den rubinroten Spiegel des Weines. Die Zeit verrinnt, der Alltag versinkt, und verträumt erhebt man die Gläser mit dem köstlich duftenden Getränk ... Ein einzigartiger Genuß, so eine POTT-Feuerzangenbowle. Genau das Richtige für einen stimmungsvollen Abend.

Und das POTT-Negerlein meint dazu: Die POTT-Feuerzangenbowle gibt es in einer praktischen Packung – mit Feuerzange, Zuckerhut, 1/3 Flasche POTT 54 und genauem Rezept – überall für 10,- DM. Zu besonderen Gelegenheiten, und überhaupt für nette Menschen, ist die POTT-Feuerzangenbowle stets ein Geschenk mit eigener Note.

Über 100 reizvolle Rezepte finden Sie in der POTT-Rum-Zauberfibel, die Sie für 50 Pf in Briefmarken erhalten. Schreiben Sie an POTT-Rum, Flensburg, Postfach 630.

Der »Gute POTT« - Ihr guter Geist

GEMEINDEN

WAHL-ANFECHTUNG

Der Dipl-Ott

Ein Mißstand, der die Kommunalpolitik in einem knappen Dutzend südwestdeutscher Gemeinden brachlegt, soll bald nach Neujahr im baden-württembergischen Landtag zur Sprache gebracht werden. In diesen Gemeinden* können gewählte Bürgermeister oder Gemeinderäte ihre Ämter nicht antreten, weil ihre Wahl angefochten wurde. Die Wahlanfechtungen — gleichviel, ob sie sinnvoll oder unsinnig begründet sind — verhindern nach dem baden-württembergischen Gemeindewahlgesetz den Amtsantritt der Gewählten, solange über die Einsprüche nicht rechtskräftig entschieden ist. Die Vorschrift ist ein Unikum unter den westdeutschen Wahlgesetzen.

Ein hartnäckiger Anfechter, der alle Instanzen durchsteht und den die Prozeßkosten nicht stören, kann die Kommunalpolitik ohne Rücksicht auf die Schlagkraft seiner Argumente monatelang lahmlegen. Der baden-württembergische Landtag hat deshalb auf Antrag des CDU-Landtagsabgeordneten Josef Vogt die Regierung aufgefordert, dafür zu sorgen, „daß Wahlanfechtungsverfahren bei Gemeinde- und Kreistagswahlen von den zuständigen Instanzen vordringlich und in kürzester Frist erledigt werden, und zu prüfen, ob und wie dabei der Instanzenweg verkürzt werden kann".

Der Abgeordnete Vogt stammt aus Pfullendorf in Baden. In dieser 3600-Seelen-Gemeinde haben die Bürger

- ▷ einen Gemeinderat gewählt, der ein Jahr lang nicht amtieren konnte,
- ▷ einen Bürgerausschuß**, der nicht tätig werden durfte und
- ▷ einen Bürgermeister, der nicht aufs Rathaus darf.

Als die stimmberechtigten Pfullendorfer im November 1956 ein neues achtköpfiges Gemeindeparlament wählten, übertrugen sie sieben Stadträten, die bis dahin tätig waren, abermals das Mandat und wählten nur ein Mitglied neu: den unabhängigen Rechtsanwalt Hans Ruck. Mit der Wahl des Hans Ruck zerschlugen sich die Hoffnungen des Diplom-Ingenieurs Anton Ott, 73, der als parteiloser Kandidat ebenfalls gehofft hatte, zu einem kommunalen Ehrenamt zu gelangen. Er bekam nicht die notwendige Stimmenzahl.

Der „Dipl-Ott", wie ihn seine Mitbürger seit Jahrzehnten nennen, gedachte nicht, sich der vox populi zu beugen, sondern erhob Einspruch gegen den Wahlausgang: Er sei behindert und andere Bürger seien unrechtmäßig beeinflußt worden.

Obgleich die Anfechtungs-Argumente des Anton Ott überaus dürftig waren, sah sich der alte Gemeinderat nach dem Gesetz doch genötigt, den Einspruch ordnungsgemäß zu behandeln. Er lehnte ihn ab. Der „Dipl-Ott" erhob dagegen sofort Rechtsaufsichtsbeschwerde beim Landratsamt Überlingen.

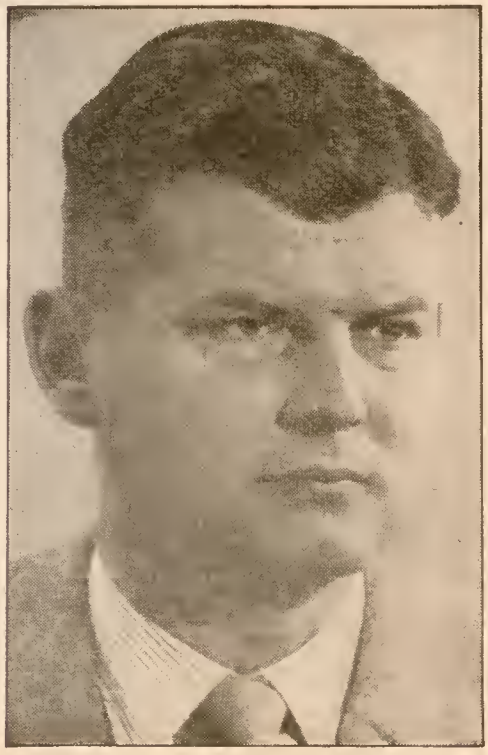
Der Beschwerde wurde nicht stattgegeben. Anton Ott klagte daraufhin vor dem Verwaltungsgericht in Konstanz gegen diese zweite Ablehnung.

Wahlanfechter **Ott**
Einsprüche durch alle Instanzen ...

Die Klage wurde abgewiesen. Anton Ott legte Berufung beim Verwaltungsgerichtshof in Freiburg ein.

Die Berufung wurde verworfen, Revision nicht zugelassen. Anton Ott erhob beim Bundesverwaltungsgericht in Berlin Beschwerde gegen die Nichtzulassung der Revision.

Bis über die Beschwerde entschieden wurde, war seit der Wahl des Pfullendorfer Gemeinderats fast ein Jahr vergangen, ohne daß dieses Gremium sein Amt hätte antreten können; der alte Gemeinderat amtierte weiter. Sieben der acht Neugewählten saßen schon in dem alten Gemeinderat, so daß durch Otts Einspruch praktisch nur einer daran gehindert wurde, sein Amt anzutreten: Der Rechtsanwalt Hans Ruck, ehemals aktiver Hauptmann, Sohn des Stadtapothekers von Pfullendorf.



Gewählter Bürgermeister **Ruck**
... blockieren die Kommunalpolitik

Dem „Dipl-Ott" ist die ganze Familie Ruck schon seit langem zuwider; die Aversion geht unter anderem auf die Zeiten des Dritten Reiches zurück, als Vater Ruck, der Stadtapotheker, Mittelsmann des Sicherheitsdienstes (SD) für den Bezirk Pfullendorf war. Als 1941 in Pfullendorf zwei polnische Zwangsarbeiter gehenkt wurden, weil sie sich mit deutschen Mädchen eingelassen hatten, bildete sich der „Dipl-Ott" die Meinung, daß nur der Apotheker Ruck an der Exekution schuld sein könne.

Auch glaubt der Diplom-Ingenieur Ott, Vater Ruck habe Mitbürger denunziert. Indes, diese schwerwiegenden Ott-Behauptungen weiß niemand zu bestätigen, und auch das Spruchkammer-Urteil gegen den Apotheker Ruck, der als „minderbelastet" eingestuft wurde, enthält nichts über eine derartige Anschuldigung. Trotzdem ist der junge Ruck für Anton Ott „der Sohn des Polenhängers".

Furcht vor gedungenen Banditen

Die Pfullendorfer haben über den jungen Ruck offensichtlich eine ganz andere Meinung als der „Dipl-Ott". Im Oktober 1957 waren Bürgermeisterwahlen im Ort, zu denen Hans Ruck, der sein Amt als Gemeinderat nicht antreten konnte, kandidierte. Er wurde mit 1008 von 1863 Stimmen zum Pfullendorfer Bürgermeister gewählt, obgleich er evangelisch und die Bevölkerung der Stadt überwiegend katholisch ist.

Kaum war das Ergebnis bekannt, da war schon „Dipl-Ott" mit einer neuen Wahlanfechtung zur Stelle. Bei der ersten zuständigen Instanz, dem — alten — Gemeinderat, brachte Anton Ott vor, daß „bei auch nur einigermaßen ordnungsgemäßen diesbezüglichen Verhältnissen, und dies ganz besonders im Hinblick auf das bekenntnismäßige Verhältnis, zirka 88 Prozent Katholiken, früher zirka 98 Prozent, bevor dem Zuzug von Andersgläubigen", die Wahl eines evangelischen Bürgermeisters „einfach gar nicht denkbar gewesen wäre".

Die freie Wahl der Bürger sei behindert gewesen. Er habe befürchten müssen, beschwerte sich Anton Ott in seinem Einspruch beim Gemeinderat, in Ruck-Versammlungen „von gedungenen Banditen niedergeschlagen zu werden".

Eine Woche nach Otts Wahlanfechtung kam vom Bundesverwaltungsgericht aus Berlin die Nachricht, die jedermann — außer dem „Dipl-Ott" — erwartet hatte: Otts „Beschwerde gegen die Nichtzulassung der Revision" in Sachen Pfullendorfer Gemeinderatswahl 1956 wurde kostenpflichtig abgewiesen.

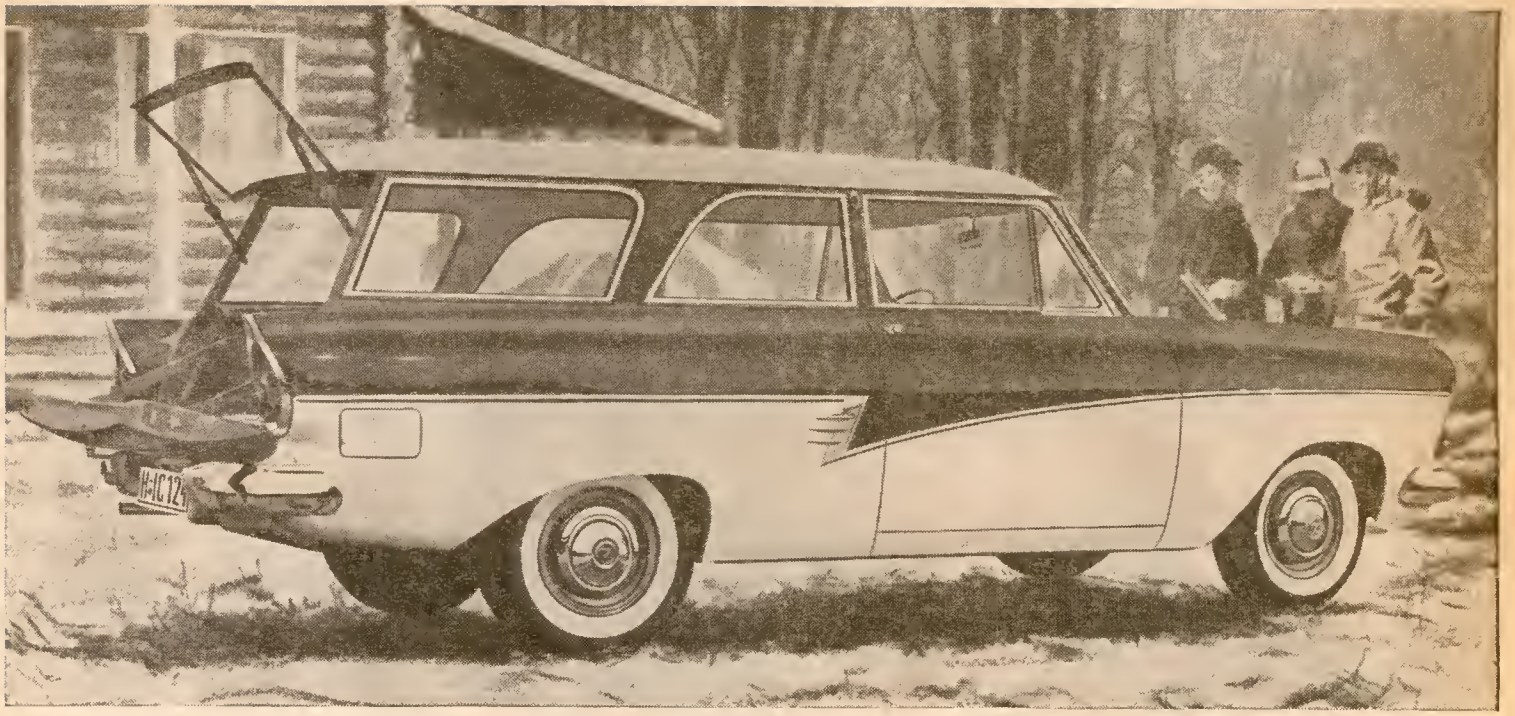
So konnte der 1956 gewählte Gemeinderat einschließlich des Ratsmitgliedes Hans Ruck mit einem Jahr Verspätung endlich sein Amt antreten. Als Bürgermeister kann Ruck aber nicht amtieren, ehe über Otts Einspruch entschieden ist, was wiederum gut ein Jahr dauern kann; Ott hat nämlich mitgeteilt, daß er wieder bis zur letzten Instanz gehen wolle.

„Die Demokratie", so heißt es in einem Leserbrief, den der Pfullendorfer Studienassessor Walter Mülhaupt an den Konstanzer „Südkurier" richtete, „ist in unser aller Hände gegeben. Wir können sie erhalten und pflegen, wir können sie aber auch zu Tode hetzen... Wie wollen wir unserer Jugend die Demokratie als die einzige wahrhaft menschenwürdige Staatsform nahebringen, wenn sie gleichzeitig einen solchen verwirrenden ‚Anschauungsunterricht' über sich ergehen lassen muß?"

---

* Stuttgart, Heilbronn, Konstanz, Triberg, Staufen, Ebersteinburg, Neusatz, Pfullendorf, Sengenbach und St. Georgen.

** Nach Paragraph 23 der Gemeindeordnung von Baden-Württemberg kann durch die Hauptsatzung in Gemeinden mit über 3000 Einwohnern bestimmt werden, daß zur Verwaltung der Gemeinde neben dem Gemeinderat und dem Bürgermeister ein Bürgerausschuß als Zustimmungsorgan für bestimmte Gemeindeangelegenheiten bestellt wird. Diese Gemeindeverordneten werden zusammen mit dem Gemeinderat gewählt.



7P029

Der elegante Groß-Reisewagen neuen Typs

TAUNUS 17 M de Luxe Kombi

Ob Sie die halbe Welt durchstreifen oder nur ein kurzes Wochenende richtig ausnutzen wollen . . . ob Sie zur Jagd gehen oder zum Camping – alles, was zu Ihrem Hobby gehört, haben Sie immer griffbereit im TAUNUS 17 M de Luxe Kombi . . . das Hauszelt, Sportgeräte und – den Abendanzug. Selbst fünf Erwachsene verfügen über doppelt soviel Gepäckraum wie in einem üblichen Personenwagen. Werktags fürs Geschäft können Sie den großen Laderaum für vielerlei Waren ausnutzen. So elegant dieser Groß-Reisewagen auch ist – zur Arbeit ist er nicht zu schade.

Wo, wann und zu welchem Zweck Sie Ihren TAUNUS 17 M de Luxe Kombi auch brauchen: die Leistung des robust-elastischen 1,7-l-Motors wird Ihnen Freude machen, das Bewußtsein der Fahrsicherheit werden Sie täglich neu genießen, und von dem ungewöhnlich hohen Fahrkomfort werden Sie sich gern verwöhnen lassen.

Zur serienmäßigen Ausstattung des TAUNUS 17 M de Luxe gehören: Dreifach abgesetzte geschmackvolle Zwei-Farben-Lackierung · Sicherheits-Lenkrad auf verkürzter Lenksäule · Sicherheits-Polsterung der Armaturenfront und der Sonnenblenden · Scheibenwaschanlage · Blinkhupe · Make-up-Spiegel auf der rechten Sonnenblende · einzeln verstellbare Rückenlehnen der Vordersitze · blendfreies Scheinwerferlicht · Rückfahrscheinwerfer · schlauchlose Weißwandreifen.

Auf Wunsch ab Werk lieferbar:
Automatische Kupplung · Sperrsynchron-4-Gang-Getriebe.

TAUNUS 12 M
TAUNUS 12 M KOMBI
TAUNUS 15 M
TAUNUS 15 M KOMBI
mit neuer Front und vollsynchronisiert – auf Wunsch automatische Kupplung.

TAUNUS 17 M de Luxe 2 türig, 4 türig und KOMBI – 1,7 Liter – 60 PS – auf Wunsch mit Overdrive (Schongang), automatischer Kupplung, Schiebe- oder Kurbeldach, Polsterbezügen aus echtem Leder.

Das Automobil Ihrer Wünsche – gebaut von **FORD**

Nr. 4.10.41

Mehr als 250.000 Waggons

wurden im Jahre 1957 auf den Verladebahnhöfen der westdeutschen Kaliwerke abgefertigt. Die westdeutsche Kali-Industrie deckt mit der Produktion ihrer Bergwerke einen erheblichen Teil des Weltbedarfs an Kalidüngemitteln. Kalidünger sind in allen Ländern der Welt ein wichtiges Mittel zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion.

VERKAUFSGEMEINSCHAFT DEUTSCHER KALIWERKE GMBH

HANNOVER · PRINZENSTRASSE 12

INTERNATIONALES

BEDINGUNGEN

Der sowjetische Parteichef Chruschtschew nannte in einem vertraulichen Gespräch mit dem Moskauer US-Botschafter Thompson die Bedingungen, von denen der Kreml die Verbesserung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen abhängig macht: Amerika müsse

- die Grenzen und Einflußzonen der Sowjet-Union als unverrückbar anerkennen,
- jeder Einmischung in die Angelegenheiten der kommunistischen Staaten entsagen und
- die Handelsbeziehungen mit der UdSSR normalisieren.

SOWJETKREDITE

Die Kreditverhandlungen, die Rotchinas Parteichef Mao Tse-tung im November in Moskau mit den Sowjets führte, endeten vorerst mit einem Fiasko. Mao hatte einen sowjetischen Kredit in Höhe von 1,3 Milliarden Rubel gewünscht. Da keine Einigung darüber zustande kam, gewährte die Sowjet-Union den Chinesen einen Überweisungskredit in Höhe von 130 Millionen Rubel. Die Knickerigkeit der Sowjets gegenüber den kommunistischen Chinesen muß um so mehr Aufsehen erregen, als der Kreml zu gleicher Zeit dem ägyptischen Diktator Nasser einen Kredit in Höhe von 700 Millionen Rubel gewährte.

ZITAT

„Die Nation, die zuerst den Weltraum kontrolliert, wird die Erde kontrollieren. Die Wahl ist Demokratie oder Sklaverei. Herr Präsident, Sie brauchen kei.. Wissenschaftler zu sein, um dieses Problem zu lösen. Sie müssen nur ein Führer sein!" (Offener Brief des amerikanischen Fachblattes für Fernwaffen-Technik, „Missiles and Rockets", an Eisenhower.)

INDONESIEN

Drehscheibe gesucht

Mit scharfer Akzentuierung verlas der in Bonn akkreditierte Botschafter der indonesischen Republik, Dr. Zairin Zain, in der Hamburger Handelskammer vor 180 Repräsentanten des Überseehandels, der Banken und Reedereien ein sechs Seiten langes Maschinen-Skript, dem man anmerkte, daß es mit Hilfe deutscher Public-relations-Berater zurechtgefeilt worden war.

Die Zuhörer warteten gespannt auf die Vorschläge, die ihnen der Botschafter — voreiligen Pressemeldungen zufolge — unterbreiten wollte. Hamburg sei dazu ausersehen, so hatte es geheißen, an Stelle von Rotterdam Nabel des Indonesienhandels zu werden. Alle Schiffsladungen mit Kautschuk, Zinn, Bauxit, Kopra, Gewürzen und Tabak aus Indonesien sollten in Zukunft in Hamburg gelöscht und die Rohprodukte über deutsche Handelsfirmen weiterverkauft werden.

Das Präsidium der Hamburger Handelskammer nahm diese Nachricht mit gemischten Gefühlen auf, zumal man aus Bonn erfahren hatte, daß die Bundesregierung alles vermeiden wolle, was die Beziehungen zum Nato-Partner Holland trüben könne. Um keinen Schnitzer beim Empfang des Botschafters zu begehen, fuhren Abgesandte der Handelskammer nach Bonn und fragten nach etwaigen Direktiven. Doch Bundeswirtschaftsministerium und Außenamt ließen den Hanseaten im Vertrauen auf ihren kaufmännischen Sachverstand freie Hand.

Staatspräsident Sukarno
Amoklauf ruiniert die Wirtschaft

Beim Botschafterbesuch zeigte sich nun, daß die Sorgen der Hanseaten unbegründet gewesen waren. Der kleine gedrungene Indonesier bewies angeborenen Takt. Sein Skript war genau auf die Bonner Nato-Bindungen abgestimmt; Zain warb mit keinem Wort um Hamburg als Drehscheibe, sondern bemühte sich ausschließlich, die Exportfirmen in Sicherheit zu wiegen. Er flehte sie an, die mit Indonesien vereinbarten Lieferungen notfalls auch auf holländischen Frachtern zu verschiffen, da die drei deutschen Frachter, die im Liniendienst der Hapag auf der Indonesien-Route verkehren, den Transport nicht bewältigen können.

Jede Lieferung werde prompt bezahlt, versprach Zain, obwohl die holländischen Außenhandelsbanken in Djakarta, die den deutschen Exportfirmen bisher die Akkreditive* eröffneten, unter Sequester gestellt wurden. Ähnliche Beruhigungspillen verteilte Zain auch in anderen Städten, so in Bremen bei den Borgward-Werken, die zusammen mit einer indonesischen Finanzgruppe ein Fahrzeug-Montagewerk in Surabaja errichten wollen. Die Vorbereitungen kamen aber wegen des schon lange schwelenden Bürgerkrieges nur sehr schleppend voran.

Seit die Lawine der sogenannten Merdéka-Aktion** rollt, haben weder Borgward noch andere deutsche Firmen Neigung, Kapital in einem Lande zu investieren, das sich am fremden Eigentum vergreift und nach kommunistischem Muster einen Schlüsselbetrieb nach dem anderen beschlagnahmt.

Der Amoklauf der Merdéka-Bewegung und das in mancher Beziehung durchaus berechtigte Mißtrauen der Indonesier gegen ihre früheren Kolonialherren sind dem jungen Staat schlecht bekommen. Stärker als je zuvor leidet das mit 84 Millionen Einwohnern siebentgrößte Land der Erde trotz seiner überaus reichen Rohstoffquellen an akutem Warenmangel, an Geldentwertung und Versorgungsschwierigkeiten, die sich vor allem durch den Zusammenbruch des insularen Schiffsverkehrs ergeben haben.

Während ihrer 350jährigen Kolonialherrschaft hatten die Holländer einen Liniendienst organisiert, den die Reederei „Koninklijke Paketvaart Maatschappij" (KPM) auch nach 1945 zwischen den 3000 Inseln Indonesiens aufrechterhielt. Um das holländische Schiffahrtsmonopol zu brechen, lockte Sukarno kleine japanische und deutsche Reeder nach Indonesien; sie leisteten aber nur vorübergehend Hilfsdienste.

Sagt einer dieser Monopolbrecher, der Hamburger Reeder Barthold Richters: „Das Unternehmen bereitete uns viel Verdruß, weil die Indonesier große Devisenschwierigkeiten haben und mit ihren Zahlungen sehr oft in Verzug gerieten. Deshalb habe ich mich von diesem Experiment zurückgezogen. Die indonesische Regierung schuldet mir heute noch 45 000 Mark."

Sukarno ließ dann eine eigene kleine Flotte von etwa 20 Schiffen — größtenteils auf deutschen Werften — bauen, die in der staatlichen Gesellschaft Pelni zusammengefaßt wurde. In den letzten Wochen annektierte die Pelni etwa 45 KPM-Schiffe, denen es nicht mehr gelungen war, rechtzeitig zu flüchten; etwa 20 holländische Schiffe und ein großer Teil des KPM-Führungspersonals konnten nach Singapur entkommen.

Der indonesische Staat verfügt nach dem Gewaltstreich zwar über sechs bis sieben Dutzend Schiffe, aber nicht über genügend Kapitäne und Steuermänner. Es gibt kein Schiff über 2000 Tonnen, gleichgültig ob es bisher den Holländern gehörte oder

* Akkreditive sind im internationalen Handel übliche Zahlungsversprechen, die eine ausländische Bank gegenüber dem Exporteur abgibt.

** Merdéka (indonesisch) bedeutet Freiheit. Unter dieser Parole segeln auch die vielen Beschlagnahmen holländischen Eigentums.

unter der Pelni-Flagge schwimmt, das von Eingeborenen geführt wird (etwa 90 Prozent aller Kapitäne und etwa 70 Prozent der ersten Offiziere waren Holländer, die inzwischen das Land verließen).

Botschafter Zain ließ kürzlich in Hamburg durchblicken, daß er in den westdeutschen Hafenkneipen nach Lückenbüßern fahnden läßt. Bisher haben sich aber nicht einmal Fahrensmänner, die kein einwandfreies Seefahrtsbuch besitzen, anheuern lassen. Den Seeleuten ist nämlich bekannt, daß in Indonesien strenge fremdenpolizeiliche Bestimmungen gelten. Man braucht ein Visum nicht nur für die Einreise, sondern auch für die Ausreise. Fachkräften, die der indonesische Staat behalten möchte, wird oft mit fadenscheinigen Begründungen das Ausreisevisum verweigert.

Mehr Erfolg mit ihrer Bitte um technische Hilfe hatten die Indonesier in Tokio; japanische Reeder wollen mit Schiffsraum und Fachpersonal aushelfen. Gleichzeitig wollen die früheren Okkupanten im Dschungel des indonesischen Bürgerkrieges ihre Position als Hauptwarenlieferant noch verbessern. Japan erregte damit aber keineswegs den Neid anderer exportintensiver Länder, denn die Indonesier sind wegen der außerordentlichen Schwäche ihres Staats- und Devisenhaushalts schlechte Zahler. So mußte zum Beispiel eine Lübecker Werft, die einen Schlepper für indonesische Rechnung baute, neun Monate auf Bezahlung warten.

Die Importbrücke zerbrach

Da sich die Beschlagnahme-Aktionen und Ausweisungen holländischen Fachpersonals auf die Rohstoffausfuhr sehr negativ auswirkten, wurde Indonesiens Devisenlage noch kritischer. Die Ausfuhr der Inselrepublik wird weiter schrumpfen, weil Holland seine Funktion als große Drehscheibe des Rohstoffimports aus Indonesien kaum noch wahrnehmen kann. Über Holland führten bisher auch die meisten deutschen Importfirmen Kautschuk, Zinn und Rohprodukte für die Margarinefabriken ein; unmittelbar aus dem Inselreich kamen nur etwa 19 Prozent der westdeutschen Indonesien-Importe.

Die Holländer genießen den Ruf, daß sie nur einwandfreie Ware importieren, die den westlichen Qualitätsnormen entspricht. Als die holländischen Manager ihrer Schlüsselpositionen beraubt wurden, rissen auch die eingespielten Geschäftsbeziehungen zwischen der Importbrücke Holland und dem ehemaligen Kolonialgebiet ab. Die neuen Herren in den Zinnminen, Bankdirektionen und Kopra-Handelsgesellschaften haben es schwer, sich auf dem internationalen Markt jenes Vertrauen zu erwerben, das die Rotchinesen in der westlichen Welt heute bereits genießen. Den Indonesiern, denen die Holländer während ihrer Kolonialherrschaft keine höhere Bildung gönnten, traut man vorläufig noch nicht zu, daß sie Qualitätsprodukte unter handelsüblichen Konditionen in den Verkehr bringen können.

In ihrer wirtschaftlichen Not wandte sich die indonesische Regierung auch an die Ostblockstaaten. Die Sowjet-Union sagte eine Devisenhilfe im Werte von 100 Millionen Dollar zu. Moskaus Satelliten schickten die üblichen Deklarationen nach Djakarta; so erbot sich die sogenannte Deutsche Demokratische Republik großspurig, einen Teil des bisher über Holland laufenden Handels abzuwickeln.

Daraufhin flog der Präsident der indonesischen Handelskammer nach Ostberlin. Dort teilte man ihm dann mit, daß die DDR der Fluggesellschaft „Garuda Indonesian Airways" Flugkapitäne der Ost-Lufthansa als Ersatz für die geschaßten holländischen Piloten zur Verfügung stellen werde. Außerdem war in Ostberlin

Botschafter Zain
„Hilfe, wir versinken!"

viel von Freundschaft und Solidarität die Rede, dagegen wenig von effektiver Wirtschaftshilfe.

Indonesiens Handel mit der DDR ist so unbedeutend, daß er nur knapp 1,5 Prozent der Außenhandelsumsätze ausmacht, die im Warenverkehr zwischen Indonesien und Westdeutschland erzielt werden. Botschafter Zain gab während seines Hamburg-Besuches zu, daß der Vorstoß nach Ostberlin ein Fehlschlag war.

Mit Pathos appellierte er an die westdeutschen Wirtschaftler, Indonesien nicht im Stich zu lassen, „weil wir sonst in der Flut des Kommunismus versinken". Es war den glatten Gesichtern der Bankiers und Großkaufleute nicht anzumerken, ob diese Drohung mit dem Beelzebub auf die Repräsentanten der Wirtschaft auch nur den geringsten Eindruck machte.

Wer den Mond will

Vom Dach des holländischen Handelshauses „Jacobson van den Berg" in Djakarta wehte schon seit drei Tagen das blutrote Banner der kommunistisch gelenkten Gewerkschaften neben der rotweißen Nationalflagge Indonesiens. Einige braunhäutige Angestellte des alteingesessenen niederländischen Unternehmens hatten die Fahnen zum Zeichen dafür gehißt, daß die renommierte ausländische Firma von ihnen konfisziert worden sei.

Drei Tage lang hatten Direktor Biena und Prokurist Munting erfolglos gegen die eigenmächtige Beschlagnahme protestiert. Da alle Beschwörungen vergeblich waren, erwachte in den beiden Holländern der Kampfgeist ihrer Vorfahren, die einst die Inselwelt des Malaiischen Archipels für die Niederländisch-Ostindische Kompanie und die Krone Hollands erobert hatten. Biena und Munting erklommen das Dach, um die Freibeuter-Fahnen verschwinden zu lassen.

Diese Absicht brachte das Blut der sonst so sanftmütigen indonesischen Angestellten der Firma „Jacobson van den Berg" in Wallung. Sie schleppten ihre Vorgesetzten kurzerhand zur nächsten Polizeistation. Später verschwanden die beiden Holländer im Untersuchungsgefängnis von Djakarta. Die Anklage gegen sie lautet auf „Entehrung der indonesischen Nationalfarben".

Mijnheer Biena und Mijnheer Munting sind zwei von jenen 48 000 holländischen Staatsbürgern in Indonesien, die seit Ende November wieder einmal die Nachwehen der Revolutionsjahre 1945 bis 1949 zu spüren bekommen, in denen das Inselreich der Indonesier geboren wurde. Im Gegensatz zur Lösung Indiens aus kolonialer Abhängigkeit verlief die Geburt der indonesischen Unabhängigkeit äußerst kompliziert und schmerzhaft. Die Narben des Konfliktes, an dem damals die USA und Großbritannien maßgeblich beteiligt waren, sind niemals ganz verheilt. Indonesiens Freiheitshelden, wie Staatspräsident Sukarno oder die Berufsrevoluzzer der Linken, sorgen dafür, daß diese Narben auch in Zukunft nicht verheilen.

„Mein Herz gegenüber den Holländern gleicht einem beiderseitig geschliffenen Kris*", versichert Sukarno seinen Landsleuten in fast jeder Volksrede. Als intimer Kenner aller Tricks der Massenbeeinflussung weiß der für seine Energie ebenso wie für seinen Charme berühmte Staatschef natürlich, daß es mit einer solchen Feststellung allein nicht getan ist. Er hat sich daher ein Waffenarsenal politischer Forderungen zugelegt, mit denen er die antiholländischen Gefühle der Indonesier immer wieder aufpeitscht, wenn es gilt, von Kalamitäten im eigenen Lande abzulenken.

Die „politischen Bohemiens"

Wichtigster Kris in Sukarnos Sammlung ist die Forderung nach Niederländisch-Neuguinea oder West-Irian, wie man in Djakarta zu sagen pflegt (siehe Karte).

Die Niederlande haben eine Diskussion über dieses Thema stets mit dem Argument abgelehnt, daß der seit Jahrhunderten unter ihrer Verwaltung stehende Westteil der Insel Neuguinea nur zufällig zur ehemaligen Kolonie Niederländisch-Indien gehörte, aus deren übrigen 3000 Inseln der selbständige Staat Indonesien entstanden ist. Die auf Neuguinea lebenden, kaum dem Kannibalismus entwöhnten Papuas hätten weder rassisch noch sprachlich und kulturell das geringste mit den Indonesiern gemein.

„Sukarnos Verlangen nach dem Besitz Westneuguineas", so schrieb die Amsterdamer Zeitung „Allgemeen Handelsblad", „gleicht dem Wunsch eines Kindes, den Mond vom Himmel zu holen, um ihn kaputt machen zu können. Die arroganten ‚Fortschrittler' in Djakarta — diese politischen Bohemiens, die nicht einmal mit den Problemen ihres eigenen Landes fertig werden — fordern von uns allen Ernstes, daß wir einige hunderttausend Papuas ihrer Unfähigkeit und Raffgier ausliefern." (Im westlichen Neu-Guinea wohnen etwa 5000 Holländer.)

Weder in Den Haag noch in Djakarta verhehlt man, daß es bei dem Gezänk um West-Neuguinea weniger um wirtschaftliche oder politische Vorteile als um das Prestige geht. Beide Seiten haben sich im Laufe der Jahre jedoch zu sehr festgelegt, als daß eine Lösung des Konfliktes durch

* Malaiischer Dolch

zweiseitige Verhandlungen noch möglich erscheint. Dieser Ansicht waren auch jene 29 Staaten, die Ende November in der Uno-Vollversammlung gegen die „Empfehlung" des asiatisch-afrikanischen Blocks, zweiseitige Verhandlungen zu führen, stimmten und sie damit zu Fall brachten.

Die Enttäuschung über diese Abstimmungsniederlage quittierte das Regime Sukarno mit einer Serie von Repressalien gegen die Niederlande, die zu tollkühnsten Spekulationen über ihre Auswirkungen auf das Kräftemessen zwischen West und Ost im asiatischen Raum geführt haben.

Die von Djakarta in den letzten Wochen angekündigten, aber nur zum Teil verwirklichten Maßnahmen sehen im einzelnen vor:

- ▷ Schließung von sieben holländischen Konsulaten auf Java, Sumatra und Celebes;
- ▷ Entzug der Lizenz für die niederländische Luftverkehrsgesellschaft KLM, indonesische Flugplätze zu bedienen;
- ▷ Nationalisierung der in Indonesien tätigen holländischen Unternehmen einschließlich der „Koninklijke Nederlandse Paketvaart Maatschappij", die 70 Prozent der gesamten Schiffahrt zwischen den 3000 indonesischen Inseln kontrolliert;
- ▷ Ausweisung der etwa 48 000 noch in Indonesien lebenden holländischen Staatsbürger;
- ▷ Umleitung des Warenverbrauchs mit Europa von Amsterdam und Rotterdam nach Hamburg und Bremen und
- ▷ Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu den Niederlanden.

Wenn die kraftmeierischen Worte, die einige Minister des indonesischen Kabinetts seither von sich gaben, für bare Münze zu nehmen wären, müßte die Existenz der 48 000 Holländer in Indonesien — und mit ihnen anderer Ausländer — zur Zeit dem Dasein auf einem Vulkan unmittelbar vor der Eruption gleichen.

Doch dem ist keineswegs so. Das Schicksal der Herren Biena und Munting von der Firma „Jacobson van den Berg" ist bislang ein Einzelfall geblieben. Zwar sind inzwischen die meisten niederländischen Unternehmen unter „Staatskontrolle" gestellt worden, aber der Großteil der Holländer wartet unbelästigt und in aller Gemütsruhe die weitere Entwicklung ab. Diese Kenner der malaiischen Mentalität wissen, daß an der indonesischen Reistafel nicht so heiß gegessen wird, wie man kocht. Sie wissen, daß radikale Maßnahmen auf weite Sicht kaum die Unterstützung eines Volkes finden werden, dessen Grundhaltung von dem Zauberwort „Senang" bestimmt ist: dem Hang zur lächelnden Zufriedenheit ohne Kraftanstrengungen.

Und sie wissen ferner: Auch ein so dynamischer, eher zum intuitiven als zum logischen Handeln neigender Volkstribun wie Sukarno wird sein Vabanque-Spiel kaum so weit treiben, daß dem von Krisen geschüttelten Inselreich auch noch jene Einrichtungen und Fachkräfte entzogen werden, die den jungen Staat bisher noch halbwegs über die Runden gebracht haben.

Denn fast alle Positionen, in denen wirtschaftliche und technische Kenntnisse, Energie und Ausdauer mehr gelten als nationalistische Begeisterung oder rhetorischer Schwung, sind in Indonesien heute noch von Weißen besetzt, wobei die Holländer mit Längen an der Spitze liegen. Die Verwirklichung der Ausweisungs-Ankündigung würde ein Vakuum schaffen, das Indonesien noch nicht selbst füllen kann.

MITTLERER OSTEN

ISRAEL-PROBLEM

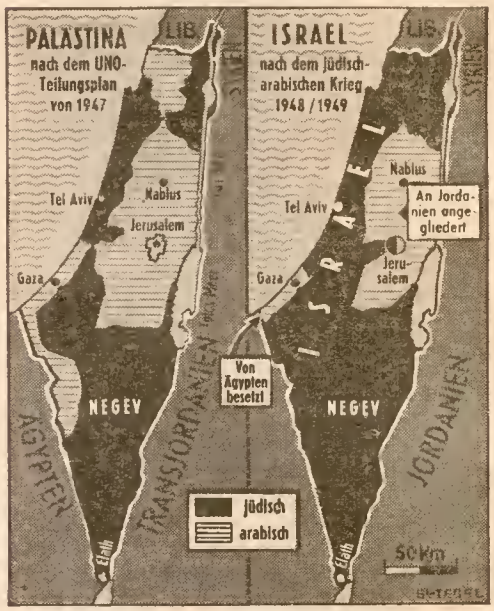
Die tschechische Lösung

Seit der Gründung des jüdischen Staates im Jahre 1948 lebt Israel unter dem Alpdruck, die Großmächte könnten aus Eigennutz die kleine Insel im Meer der arabischen Völker zu einem Kompromiß mit ihren Todfeinden zwingen. Jüngst nahm die Drohung konkrete Formen an.

Der israelische Botschafter in London, Eliahu Elath, alarmierte in der vorletzten Woche die Öffentlichkeit seines Landes vor der Gefahr eines „mittelöstlichen Münchens". Der Botschafter warnte: „Im Westen liegen beängstigende Anzeichen vor, daß die Politik schwächlicher ‚Befriedung' zu neuem Leben erweckt werden soll, und zwar auf Kosten der israelischen Lebensinteressen."

Aus Jerusalem tönte die Stimme des israelischen Außenministers Golda Meir zurück: „Jeder Gedanke, Scheiben vom Gebiet Israels abzuschneiden, ist illusorisch. Es ist unglaublich, daß man die Geschichte rückgängig machen will."

Die Alarmsignale der Israelis galten dem Versuch zweier rivalisierender Groß-



mächte, sich gegenseitig im Mittleren Osten das Wasser abzugraben. Großbritannien und die Sowjet-Union sind entschlossen, auf Kosten Israels um die Sympathien der Araber zu kämpfen. Die Ironie will es, daß sich dabei London und Moskau des gleichen Rezepts bedienen.

Den britischen Politikern war es in den letzten Jahren offenbar zuerst aufgegangen, wie der Westen das heikelste Problem der Politik im Mittleren Osten lösen könnte — nämlich die Freundschaft der arabischen Staaten zu gewinnen, ohne dabei Israel gänzlich fallen zu lassen. Bereits im November 1955 hatte Englands ehemaliger Ministerpräsident Eden in einer berühmt gewordenen Rede den Ausweg aus dem mittelöstlichen Dilemma gewiesen.

Im Jahre 1947 hatten die Vereinten Nationen mit wenigen Bleistiftstrichen die Grenzen des Staates Israel festgelegt (siehe Karte). Als jedoch in den Jahren 1948 und 1949 die friedliche Lösung des Palästina-Problems durch den bewaffneten Konflikt zwischen Israelis und Arabern scheiterte,

RW
ROAMER

Bezugsquellennachweis durch die ROAMER GmbH., Hannover, Roamer-Haus

Togal
Millionenfach bewährt
Nerven- u. Kopfschmerz Erkältungen
Rheuma Arthritis Ischias
Togal wirkt rasch und zuverlässig. Es befreit von Schmerzen und beeinflußt auch die Schmerzursache wirksam u. heilend. Togal verdient auch Ihr Vertrauen. In allen Apoth. 1.40 u. 3.50 Frei von Phenacetin!

DUHR-SPITZE
der rassige Saarsekt
Saar-Sektkellerei Duhr K.-G. Trier

eroberten die israelischen Truppen ein doppelt so großes Gebiet, wie es die Uno den Israelis zugestanden hatte.

Eden schlug nun 1955 vor, die Israelis sollten den Arabern die Hand zum Frieden bieten und einen Teil des eroberten Gebietes ihren Gegnern überlassen. Die israelische Regierung wies jedoch Edens Vorschläge als Verrat am jüdischen Staat zurück.

Tatsächlich bedeutete die Eden-Rede das Ende der amerikanisch-französisch-britischen Garantiepolitik, die jahrelang den territorialen Bestand Israels gesichert hatte. Eden gab deutlich zu verstehen, daß England von nun an die Grenzen Israels nicht mehr garantieren werde.

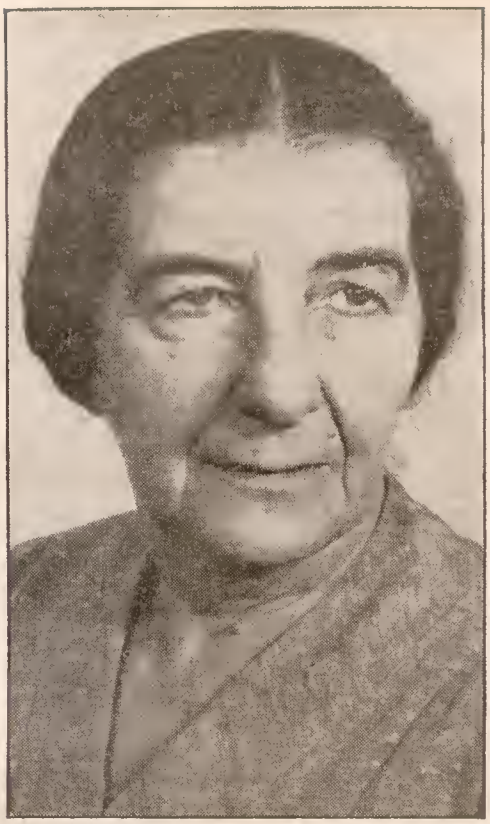
Die Kanonen von Suez übertönten jedoch bald den Palästina-Plan Edens. London mußte sich immer mehr auf die Auseinandersetzungen mit dem arabischen Nationalismus konzentrieren und war insgeheim froh, in Israel einen diskreten Bundesgenossen zu haben, dessen Einfall in Ägypten im November 1956 sogar den willkommenen Vorwand zu dem anglo-französischen Suez-Abenteuer lieferte.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Sowjets die Vorteile des Eden-Plans für sich entdeckten. Das alte britische Projekt schien auch dem Kreml die Möglichkeit zu bieten, sich stärker in die Angelegenheiten des Mittleren Ostens einzuschalten.

In den letzten Wochen sickerten in den arabischen Hauptstädten Informationen durch, die von einem großen Überraschungscoup der sowjetischen Diplomatie sprachen: Der Kreml wolle in der Uno einen sensationellen Friedensvorschlag präsentieren, der vorsehe, das Israel-Problem auf der Grundlage der Uno-Vorschläge im November 1947 zu lösen.

Mitte Dezember meldete die „New York Herald Tribune" aus Saudiarabien, daß der sowjetische Botschafter in Kairo den Moskauer Friedensplan bereits mit der ägyptischen Regierung besprochen habe. Kurz darauf wurde diese Meldung durch Ägyptens halbamtliche Zeitung „El Ahram" bestätigt. Das Blatt berichtete, die Sowjet-Union habe die Unterstützung der ägyptischen These zugesagt, wonach der arabisch-jüdische Konflikt nur im Rahmen der Uno-Konzeption von 1947 gelöst werden könne.

Die Informationen von der bevorstehenden Überraschungsaktion der sowjetischen Diplomatie alarmierte die Urheber dieser Konzeption, die Briten. Um den Sowjets zuvorzukommen, brachte London den ältesten und einzigen Bundesgenossen ins Spiel, über den es noch im Mittleren Osten verfügt: den ehemaligen Ministerpräsidenten des Irak, Nuri es-Said, der als der verschlagenste Politiker unter den Arabern gilt.



Israels Außenminister Golda Meir
„Wir lassen uns nicht zerschneiden"

„Mister Irak", wie ihn die amerikanische Presse nennt, wurde die Aufgabe zuteil, die Sowjets zu überspielen. Er sollte die arabischen Politiker davon überzeugen, daß ihre Interessen bei England am besten aufgehoben seien. Er sollte offenbar auch durchblicken lassen, daß London die Israelis zu einem für die Araber günstigen Kompromiß in der Grenzfrage zwingen werde.

Bevor der „Fuchs von Bagdad" eine diplomatische Blitzreise antrat, bereitete das Foreign Office sorgfältig den Boden für die Überredungskünste Nuris vor. Es ließ sich im englischen Unterhaus eine Anfrage nach dem Schicksal des Eden-Vorschlages stellen.

Der britische Staatsminister im Foreign Office, David Ormsby-Gore, erklärte darauf mit betonter Feierlichkeit, die Regierung Ihrer Majestät werde „einigen Bedacht auf die Uno-Konzeption vom November 1947 nehmen". Mit anderen Worten: Der Eden-Vorschlag gelte noch.

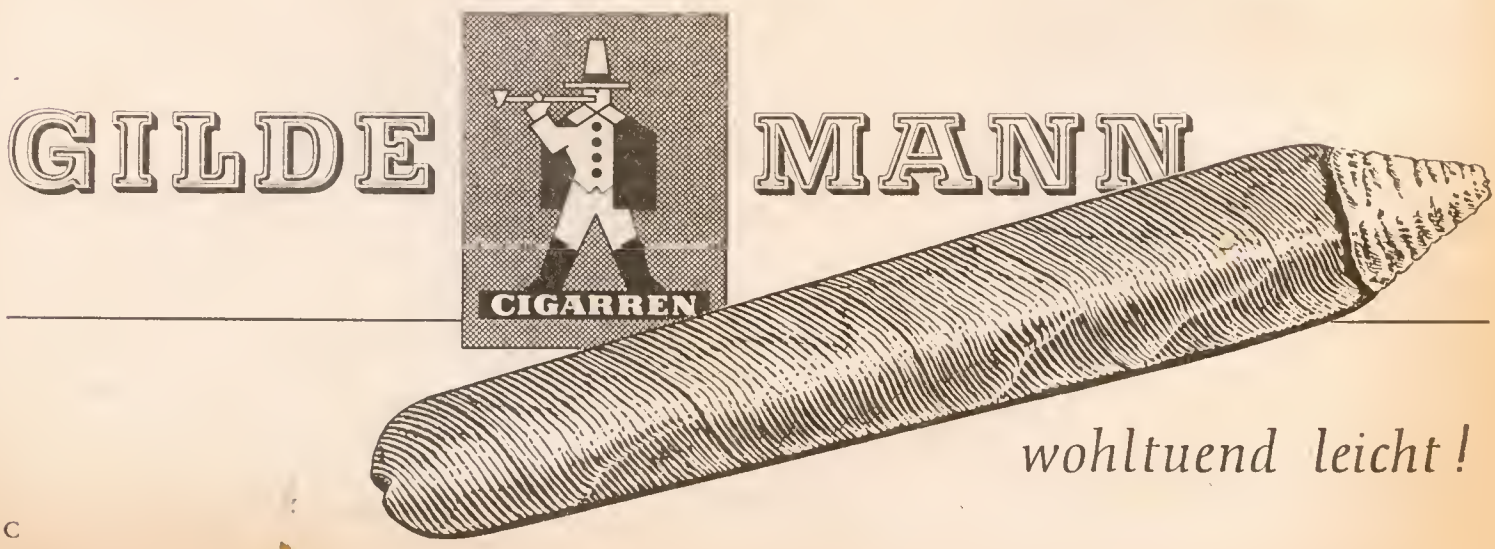
Inzwischen reiste Englands arabischer Sendbote durch die Welt, um möglichst viele Freunde für den alten Eden-Plan zu werben. In Ankara gelang es ihm, den türkischen Ministerpräsidenten Menderes für die englischen Pläne einzunehmen. Sein Erfolg in der Türkei war um so bemerkenswerter, als Ankara bisher als Freund Israels galt. Die türkischen Bedenken hatte der Iraker mit der Aussicht zerstreuen können, daß die arabischen Staaten hinfort nicht mehr Griechenland, sondern die Türkei in dem türkisch-griechischen Streit um Zypern unterstützen würden.

Das Sprungbrett für Nuris Reise nach Washington war die Themse-Metropole. Die britische Regierung empfing ihren verständnisinnigen Bundesgenossen mit allen Ehren und bestätigte ihm noch einmal, daß England die arabischen Forderungen gegenüber Israel unterstützen werde.

Indes, in Washington harrte des Irakers eine herbe Enttäuschung. Außenminister Dulles sagte nämlich dem Werber aus Bagdad rundheraus, er glaube nicht, daß die arabisch-jüdische Frage zur Zeit zu lösen sei.

Doch Nuri es-Said ließ sich von den Amerikanern nicht entmutigen. Er besaß bereits die Zusicherung des türkischen Ministerpräsidenten Menderes, auf der Pariser Nato-Konferenz das Thema Israel im Sinne der britischen Ideen zur Sprache zu bringen.

Die allzu verschlungenen Pläne Englands bewogen denn auch den israelischen Botschafter in London, die Öffentlichkeit Israels zu warnen. „Israel hat nicht die Absicht", fauchte Botschafter Elath nach einer überaus fruchtlosen Aussprache mit dem britischen Außenminister Selwyn Lloyd, „1958 die Rolle zu spielen, die 1938 der Tschechoslowakei zugemutet wurde."



C

KIRCHE

Die Abfindung

Sie sind eine infame Bestie, ein amerikanischer Spion, ein Freund der Faschisten, ein Verbrecher, ein Verräter", schäumte Budapester Volksrichter Vilmos Olti gegen den Erzbischof Groesz von Kalocsa und verurteilte ihn im Sommer 1951 zu 15 Jahren Zuchthaus.

Derselbe Erzbischof Groesz stand jetzt im Prunksaal des am Donau-Ufer gelegenen ungarischen Parlamentsgebäudes, um aus der Hand des ungarischen Staatspräsidenten Istvan Dobi den Orden des Banners der Volksrepublik Ungarn in Empfang zu nehmen.

Erzbischof Groesz war am 12. Mai 1956 begnadigt worden und übt seither wieder das Amt aus, das ihm im Jahre 1949, nach der Festnahme und Verurteilung von Kardinal Mindszenty, des Oberhirten der katholischen Kirche Ungarns, zugefallen war: das Amt des Seniors und geschäftsführenden Leiters des ungarischen Episkopats.

János Kádár, der nach dem Budapester Oktober-Aufstand im vorigen Jahr zum Partei- und Regierungschef Ungarns aufrückte, ist nicht zu den einst vom „kleinen Stalin" Rákosi gepflegten Kirchen-

Erzbischof **Groesz**
Hinweise für das irdische Leben

kampf-Methoden zurückgekehrt. Freilich hat Kádár für solche Mäßigung zwingende Gründe. Zwar hat sich die Bevölkerung nach der Niederlage der Oktober-Revolutionäre in das Kádár-Regime gefügt, aber der Haß schwelt weiter.

Dagegen ist der Einfluß der katholischen Kirche auf die Bevölkerung gestiegen. Der Klerus nimmt seit dem Oktober-Aufstand zwischen Regime und Volk eine Mittlerposition ein. Kádár kann nicht umhin, diese Tatsache zu respektieren. Die Verleihung des Banner-Ordens an Erzbischof Groesz bestätigte es. Die Ordensverleihung hatte jedoch noch einen besonderen Grund.

Mitte Oktober — wenige Tage vor dem 23. Oktober, dem Jahrestag des Budapester

HENKELL
TROCKEN

Ein Sekt, mit dem man Ehre einlegt!

W 03695

Aufstandes — erfuhr die Regierung Kádár, daß Kardinal Mindszenty beabsichtigte, aus der Budapester amerikanischen Botschaft, wohin er am 4. November vorigen Jahres geflohen war, in seinen Amtssitz auf der Burg von Buda zurückzukehren. Das war eine Aussicht, die das Regime Kádár zwangsläufig in Verlegenheit setzen mußte. Der Leiter des staatlichen Kirchenamtes, Zoltan Horváth, beschrieb damals in Gesprächen mit westlichen Diplomaten die prekäre Lage der Regierung Kádár so: „Wenn der Kardinal die Botschaft verläßt, dann müssen wir ihn festnehmen. Das aber bringt ihn und uns in schreckliche Schwierigkeiten."

Horváth wandte sich an Erzbischof Groesz und beschwor ihn, er möge Mindszenty und dessen amerikanische Gastgeber von dem Rückkehrplan abbringen. Groesz versprach, sein Bestes zu tun, und tat es: Mindszenty verzichtete auf die angestrebte Märtyrer-Rolle.

Das erfolgreiche Oktober-Arrangement verbesserte das Gesprächsklima zwischen Staat und Kirche, so daß schließlich auch andere Absprachen zustandekamen.

Seit 1945 ist die katholische Kirche Ungarns arm. Vorher war sie eine der reichsten Kirchen der Welt. Sie besaß riesige Güter und die besten Weinberge des Landes. Der Staat zog die Kirchensteuer ein und zahlte der Kirche alljährlich eine Abfindung — die sogenannte „Kongrua" — für Klostergüter, die im 18. Jahrhundert von Kaiser Joseph eingezogen worden waren.

Nach 1945 wurden auch die noch nicht verstaatlichten Kirchengüter aufgeteilt. Die Kirchensteuern der verarmten Bevölkerung flossen nicht mehr so reichlich wie früher. Die Kongrua wurde zu einer der wichtigsten Geldquellen der Kirche. Doch auch diese Quelle drohte zu versiegen. 1950 ordnete Rákosi an, die Kongrua nur noch bis Ende 1957 im bisherigen Umfange zu zahlen.

Das war das Thema, das Erzbischof Groesz nach seiner erfolgreichen Vermittlungsaktion im Oktober anschnitt. In einem Brief an Zoltan Horváth bat er, der Staat möge die Kongrua wie bisher in vollem Umfange auszahlen. Kádár und Horváth ließen sich jedoch nur zu einer vorläufigen Regelung herbei: Die Kongrua soll auch im Jahre 1958 ausgezahlt werden.

Erzbischof Groesz wird sich also im Interesse der finanziellen Sicherung der Kirche auch im kommenden Jahr um das Wohlwollen des kommunistischen Regimes bemühen müssen. Doch wenn der kommunistische Staat einen sehr großen Teil der finanziellen Quellen der Kirche kontrolliert, so hat umgekehrt die katholische Kirche heute mehr denn je einen großen Einfluß auf die politische Stimmung der Bevölkerung.

Als Staatspräsident Dobi kürzlich dem Erzbischof den Bannerorden an die Soutane heftete, versicherte Groesz in seiner Dankrede zwar, vor dem Evangelium brauche sich niemand zu fürchten, es sei weder ein sozialistisches Programm noch sonst ein wirtschaftliches System, fügte dann aber etwas hintergründig hinzu: „Gleichwohl enthält das Evangelium einige Hinweise für das irdische Leben."

Ministerpräsident Souvanna
Wiedervereinigung ...

ASIEN

KONKURSE

Die japanischen Kommunisten haben eine neuartige Methode entwickelt, um ihre Propaganda zu finanzieren. Einzelne Mitglieder der KPJ gründeten Handelsfirmen, kauften Waren auf Kredit, verkauften sie zu Schleuderpreisen, führten den Erlös an die Parteikassen ab und meldeten dann Konkurs an.

LAOS

Einigung unterm Sonnenschirm

Das ebenso unbekannte wie rätselhafte Königreich Laos, ein Überbleibsel aus der Konkursmasse der französischen Kolonialherrschaft in Indochina, hat jüngst durch eine eigenwillige Tat Aufmerksamkeit erregt: Es ist der erste im Hick-Hack des Kalten Krieges geteilte Staat der Welt, der sich wiedervereinigt hat.

Die antikommunistische Laos-Regierung schloß mit dem Führer der kommunistischen Zone des Landes einen Vertrag der bei einer Anwendung auf deutsche Verhältnisse etwa besagen würde, daß SED-Chef Walter Ulbricht Bundeswirtschaftsminister im Kabinett Adenauer, die Sozialistische Einheitspartei eine Fraktion des Bundestages und die Volkspolizei Bestandteil der Bundeswehr werden.

Einer Nachahmung des laotischen Beispiels steht allerdings entgegen, daß die deutschen Politiker zweier Attribute ermangeln, die jene Wiedervereinigung im Fernen Osten ermöglichten: Den deutschen Politikern fehlt die exotische Nonchalance ihrer asiatischen Kollegen, und außerdem sind sie nicht miteinander verwandt.

Der jahrelange Kampf zwischen der antikommunistischen und der kommunistischen Zone, in die Laos durch den Indochinakrieg zerrissen worden war, glich nämlich weniger einem Bürgerkrieg als einem Bruderkrieg: Er wurde zwischen zwei Brüdern aus der laotischen Königsdynastie ausgefochten. Ein dritter Bruder schlichtete schließlich den Bruderstreit.

Diese Brüder gehören einer an Zahl schier unübersehbaren Prinzen-Sippe an, die seit langer Zeit das verschlafene

König **Sisavang Vong**
... aber unter Brüdern

Königreich in Indochina mit seinen heute 1,4 Millionen Einwohnern beherrscht. Die drei Prinzen sind Neffen des betagten Königs Sisavang Vong und üben sich seit geraumer Zeit darin, ihrem königlichen Onkel den weißen Sonnenschirm* abzujagen, das traditionelle Symbol für Macht und Würde im farbengläubigen Laos.

Der älteste der drei Brüder, Prinz Phetsarath, entriß seinem Onkel bereits einmal den weißen Sonnenschirm. Im Sommer 1945 stürzte er den König vom Thron und proklamierte sich zum Herrn über Laos. Doch den anderen Brüdern mißfiel der allzu gewaltsame Geltungsdrang des Phetsarath. Mit Hilfe der französischen Kolonialherren setzten sie den König wieder ein und schoben den vorlauten Prinz-Diktator nach Thailand ab.

Darauf visierte Bruder Souvanna Phouma den kostbaren Sonnenschirm seines Onkels auf eine feinere Art an. Er wurde der engste Berater des Königs und stieg sogar zum ersten Ministerpräsidenten des Landes auf, was aber wiederum der dritte Bruder namens Souphanouvong übelnahm. 1949 kam es zwischen diesen beiden Brüdern zum Bruch, und Souphanouvong tauchte in Richtung Rotchina unter. Ein Jahr später fiel er an der Spitze einer kommunistischen Partisanenarmee in Nordlaos ein.

Aus den traditionellen Hofintrigen wurde ein Konflikt mit weltpolitischem Anstrich. Während sein Konkurrent in Peking Hilfe suchte, bot sich Premier Souvanna den Amerikanern an. Washington sagte sofort eine üppige Wirtschaftshilfe zu.

Der Krieg zwischen den feindlichen Brüdern endete zunächst mit der Teilung von Laos: Souphanouvong besetzte mit seinen kommunistischen Partisanen die Nordostprovinzen des Königsreichs und errichtete dort ein Regime nach dem Vorbild roter Volksdemokratien. Er wäre seinem antikommunistischen Bruder noch bedrohlicher auf den Leib gerückt, hätte nicht das Genfer Waffenstillstands-Abkommen vom Juli 1954 den Indochinakrieg und damit auch den laotischen Bürgerkrieg beendet.

Das Abkommen sah zwar friedliche Wiedervereinigungs-Verhandlungen zwischen der Laos-Regierung und den kommunistischen Rebellen vor, aber die feindlichen Brüder bekämpften sich in der Folgezeit immer wütender. Als indes die Gefahr auftauchte, daß sich Rotchina des Bruder-Kampfes bedienen könnte, um Laos zu annektieren, gab Ministerpräsident Souvanna nach: Ende 1956 knüpfte er die ersten Verbindungen zu seinem Bruder an.

Der rote Prinz war jedoch mit der Rückkehr seiner Zone zu Laos nur unter der Bedingung einverstanden, daß sich Premier Souvanna bereit erklärte, die Regierungsgewalt brüderlich zu teilen und eine neutralistische Außenpolitik zu treiben. Das lehnte der Premier ab, zumal ihn der amerikanische Botschafter bestürmte, auf keinen Fall das Lager des Westens zu verlassen. Im Mai dieses Jahres brachen die Verhandlungen zusammen.

In diesem Augenblick tauchte der älteste der drei Prinzenbrüder, der 1945 ins Ausland abgeschoben worden war, als Retter aus der Not auf. Prinz Phetsarath zeigte sich über den Bruderstreit höchst bekümmert und redete seinen Brüdern gut zu, noch einmal zu verhandeln.

Sein unermüdliches Vermittlungswerk trug im November reiche Früchte: Souvanna und Souphanouvong schlossen einen Vertrag über die Wiedervereinigung von Laos. Sie kamen überein, die rote Zone mit Laos zu vereinigen, zwei kommunistische Minister in die Regierung aufzunehmen, einen Teil der Rebellentruppen in die Königliche Armee einzugliedern und die Partei des roten Prinzen für legal zu erklären. In Washington reagierte man sogleich mit Nervosität. Ein Sprecher des State Departments erklärte: „Laos hat einen sehr gefährlichen Weg eingeschlagen." Außenminister Dulles ließ die laotische Regierung darauf hinweisen, daß der Vertrag es den Kommunisten erlaube, Laos von innen zu erobern. Das Unbehagen der Amerikaner entzündete sich vor allem an der Tatsache, daß ausgerechnet der rote Prinz als neuer Planungsminister die amerikanische Wirtschaftshilfe für Laos (jährlich etwa 45 Millionen Dollar) verwalten wird.

Inzwischen ist Ministerpräsident Souvanna redlich bemüht, sich die amerikanische Wirtschaftshilfe auf keinen Fall zu verscherzen. In der zweiten Dezemberwoche ließ er von der laotischen Gesandtschaft in Saigon (Südvietnam) eine Erklärung verbreiten, die zu den seltsamsten Verlautbarungen einer prokommunistischen Koalitionsregierung gehört. „Volk und Regierung von Laos sind entschlossen, ihren Kampf gegen den Kommunismus fortzusetzen", hieß es darin. „Ihr Sieg wäre am sichersten, wenn die westlichen Mächte Laos weiter Hilfe und Unterstützung leisten würden."

* Sonnenschirme in verschiedenen Farben und Größen bezeugen in Laos die soziale Stellung ihrer Besitzer. Der König trägt einen großen und weißen Sonnenschirm, seine Statthalter in den Provinzen besitzen kleinere gelbe Sonnenschirme.

Es genügt nicht, aufzufallen. Man muß es angenehm tun.

Jean-François Marmontel 1723–1799

Krawatten aus ACETAT gefallen und lassen angenehm auffallen. Sie bekunden den Geschmack des Trägers und helfen, Beachtung zu finden, Sympathie zu gewinnen. Krawatten aus ACETAT sind modern, vorbildlich schön und kostbar, doch nicht kostspielig. Mit einer Krawatte aus ACETAT sieht man gut aus – und die Welt mit anderen Augen an.

Man(n) macht Staat mit

ACETAT

Wasch-Vollautomat
für 4 kg Trockenwäsche
mit der sensationellen neuen Aufheizung im Umpumpverfahren
vollautomatisch: vorwaschen-waschen-spülen-schleudern
vollautomatische Aufheizung: von 40-100°C einstellbar
Keine Verankerung!
Für Wechselstrom 220 V oder Drehstrom 220/380 V
Einführungspreis bis 31. 12. 1957 **DM 1590.-**
ab 1. 1. 1958 **DM 1780.-**
Außerdem: der autom. Wäschetrockner und der Geschirrspülautomat
AMROP G.m.b.H.
Deutsche WESTINGHOUSE-Generalvertretung
Frankfurt/Main · Schweizer Str. 24 · Telefon 6 53 51

ENGLAND

NATIONALCHARAKTER

Die kalten Würstchen

Eine biedere englische Hausfrau, die verklagt worden war, weil sie eine Bürste nach ihrer Nachbarin geworfen hatte, verteidigte sich schlicht vor ihren Richtern in Grimsby, Grafschaft Lincolnshire: „Es hätte mir nichts ausgemacht, wenn sie mich beschimpft hätte, und ich wäre durch die Hintertür hinausgegangen. Wenn ich aber durch die Vordertür rausgehe und sie ruft mir ein Schimpfwort nach, dann werde ich verrückt."

Die heitere Begebenheit wird in einem Sammelband, betitelt „This England" * (Dieses England), berichtet, den jüngst die Londoner Wochenzeitung „New Statesman" herausgab. Jede Woche registriert das Blatt in einer besonderen Spalte die Schwächen und Absonderlichkeiten der Engländer, die seit Jahrhunderten als die Exzentriker Europas gelten und deshalb oft gar nicht mehr als Europäer angesehen werden. Als Quellen für „This England" dienen die Spalten der übrigen britischen Presse, insbesondere die in England so überaus beliebten Leserbrief-Rubriken. Gelegentlich werden die schrulligsten Beispiele in einer Broschüre zusammengestellt.

Die Hausfrau von Grimsby, die so feine Unterschiede zwischen der Vorder- und der Hintertür ihres Nachbarhauses zu machen wußte, offenbarte damit nur ihren gesunden Sinn für die in England hochgeschätzte „respectability", für die Achtung also, die man von seinen Mitmenschen erwartet. Daß dieser Respekt von den Insulanern in jeder Lebenslage gefordert wird, bewies eine Reklamefirma, die sich auf die Werbung für Damenunterwäsche spezialisiert hatte und bezüglich ihrer Mannequins die Welt wissen ließ: „Was wir suchen, sind Mädchen, die wie die Töchter von Bischöfen** aussehen und in pikanten Unterkleidern auf dem Laufsteg erscheinen können, ohne auch nur ein Milligramm ihrer Respektabilität einzubüßen."

New Statesman, London
Vor dem Kommandeur

Tief enttäuscht fühlen sich freilich die Einwohner Albions, wenn ihr achtbares Verhalten nicht die zuversichtlich erwarteten Früchte zeitigt. „Ich bin seit neun Jahren verheiratet", schrieb eine Frau fassungslos an ihr Leibblatt, „habe aber keine Kinder. Dabei wurden mein Mann und ich in einem Dom getraut."

Dem Sinn für „respectability" nahe verwandt ist das Streben der Engländer nach „decency", nach Anständigkeit also, die allerdings überraschende Nuancen und Grade aufweist. So berichtete eine unverheiratete Frau selbstkritisch an ihre Zeitung über einen unbeabsichtigten Verstoß gegen die decency: „Im letzten Jahr brachte ich ein uneheliches Kind zur Welt, dessen Vater ein verheirateter Mann ist. Das war für mich ein fürchterlicher Schock, denn ich bin streng religiös erzogen worden."

Auch ein so erlauchter Brite wie der Lordkämmerer, ein hoher Hofbeamter, der die Theaterzensur ausübt, bewies, daß es in England Grade der Wohlanständigkeit gibt, von denen der Kontinentaleuropäer sich nichts träumen läßt.

Eine Schönheitstänzerin, Miß Vane, schickte ihm, wie das üblich ist, Photographien ihrer choreographischen Schöpfungen ein. In einem ihrer Tänze bestand ihr Kostüm lediglich aus Pantöffelchen, aus denen die Zehen neckisch herausschauten. Seine Lordschaft fand die Kostümierung der Tänzerin anstößig und bekundete der Dame, sie müsse auf der Bühne ohne die indezenten Schuhe erscheinen.

New Statesman, London
Die Bischofstöchter

Neben den Tugenden der Respektabilität und der Dezenz sind auf der Insel der Sinn für Disziplin und das Gefühl der Achtung vor den Oberen, vor Gott, Königin, Vaterland und Bürgermeister besonders ausgeprägt. Ein junger Mann, der vor einem Gericht in Exeter bei der Vereidigung die Hand in der Tasche behielt, wurde von Richter Sir Leonard Costello ermahnt: „Sie würden sicher nicht die Hand in der Tasche haben, wenn Sie zu Ihrem Kommandeur sprechen. Vergessen Sie nicht, Ihr Eid richtet sich an den Allmächtigen!"

Eine Sportanglerin lieh beim Fischen einer ihr unbekannten Dame eine künstliche Fliege. Die Unbekannte bedankte sich höflich. Ihre Stimme verriet: Es war die Königin-Mutter. Die Sportfischerin bewies bemerkenswerte Geistesgegenwart. Mitten im Fluß vollführte sie einen einwandfreien Knicks vor der Majestät.

Bei all seinen Tugenden fehlt es dem britischen Volk jedoch nicht am Sinn für das Praktische. Die 19jährige Feuerfresserin Priscilla Birt, die befürchtete, wegen der Benzinrationierung während der Suez-Krise Vorstellungen absagen zu müssen, wurde von einer wohlwollenden Behörde schnell als „stehende Anlage" klassifiziert, der nach einschlägigen Vorschriften eine Extrazuteilung von Benzin zustand.

Einen ähnlichen Sinn für das Praktische offenbarte ein Ratsherr des Seebads Southend bei London, ein Mann namens Dennis. Auf einer Sitzung der Stadtverordneten meinte er, es sei lächerlich, für die Einäscherung eines Ortsfremden mehr zu berechnen als für die eines Ortsansässigen. „Schließlich zahlen sie ja auch für eine Autobusfahrt dasselbe wie die Einheimischen", argumentierte er.

Daraus sprach der gleiche Geist, den ein britischer Geschäftsmann offenbarte. Er war mit seiner Sekretärin, einer verheirateten Frau, auf Urlaub nach Frankreich gereist, wo die beiden, wie das Gericht feststellte, ein Hotelzimmer teilten. Nach der Rückkehr zog der Kavalier der Sekretärin wöchentlich ein Pfund (11,70 Mark) von ihrem Lohn ab — zur Begleichung ihres Anteils an den Hotelkosten.

Während sich alle diese Verhaltensweisen, auch wenn sie dem unwissenden Kontinentaleuropäer nicht gerade selbstverständlich erscheinen, doch als Nationaleigenschaften begreifen lassen, gibt es Vorgänge, die nur mit Hilfe des verschwommenen Begriffs der britischen Exzentrizität einigermaßen erklärt werden können. „This England" verzeichnet derartige Begebenheiten in Fülle.

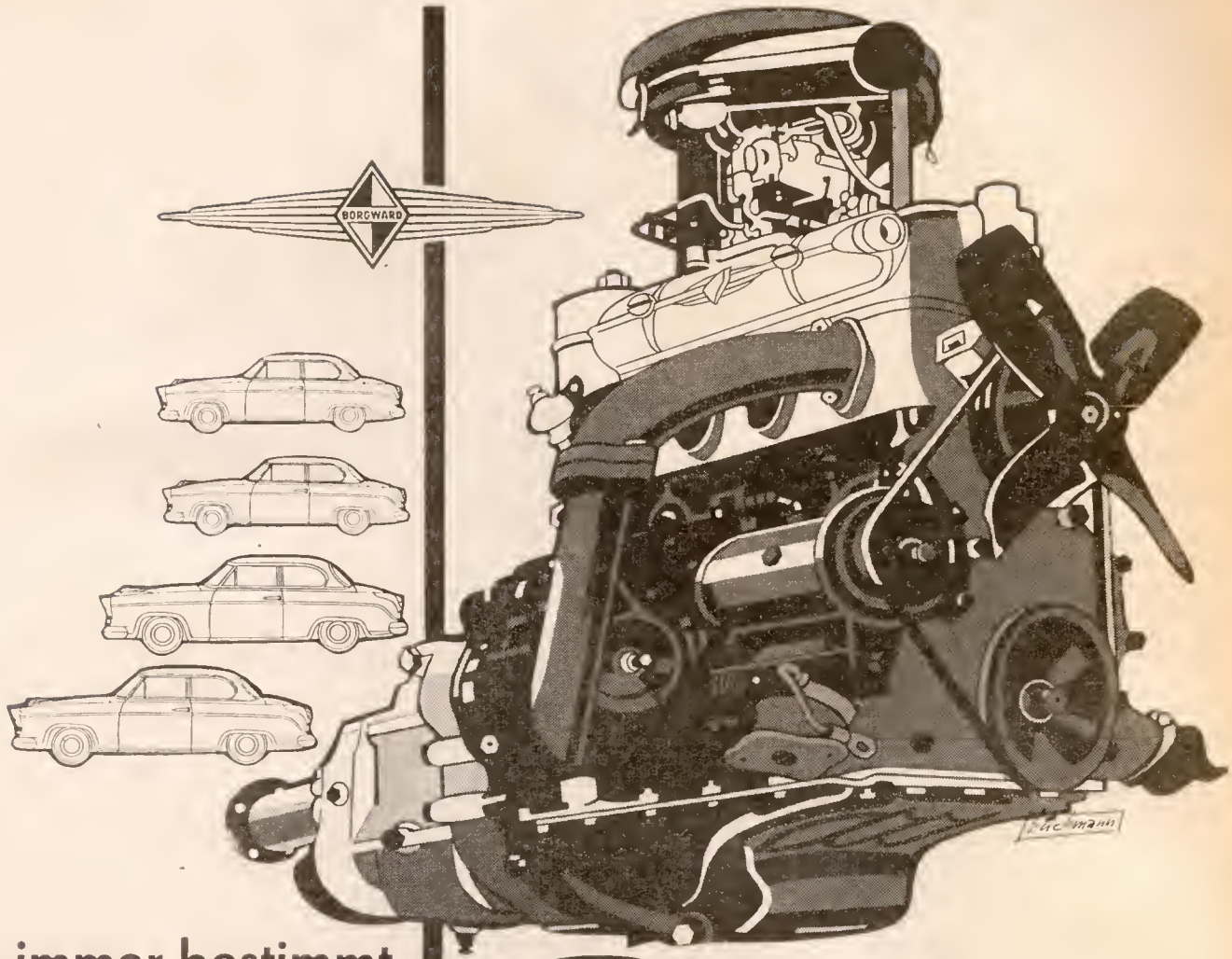
So ist der Uneingeweihte beispielsweise fassungslos, wenn er von einer Diskussion im Rathaus der Stadt Aldershot, einem renommierten Garnisonsort, erfährt. Dort sollte eine neue Bedürfnisanstalt errichtet werden, und eine Ratsherrin schlug vor, die Wände graugrün zu streichen. Einer ihrer Kollegen, Ratsherr A. F. Steel, protestierte eindringlich. „Viele Leute sind nun einmal abergläubisch", sagte er. „Allen Ernstes, sie würden die Lokalität nicht benutzen, wenn die Wände grün sind!"

Noch kurioser mutet ein in „Diesem England" zitierter Dialog aus einem Gerichtssaal an. Der Verteidiger, J. D. Montgomery, fragte den Zeugen, einen Oberst: „Sie betrachten den Angriff Ihres Schwiegersohns mit sechs Würstchen als ernst? Ich hätte doch gedacht, daß niemand vor kalten Würstchen Angst hat, besonders nicht ein Oberst in Pension!"

Der Oberst: „Ich habe weder vor meinem Schwiegersohn noch vor sechs kalten Würstchen Angst. Es waren aber sieben!"

* „This England", herausgegeben von Audrey Hilton; Verlag New Statesman; 2 sh 6 d.

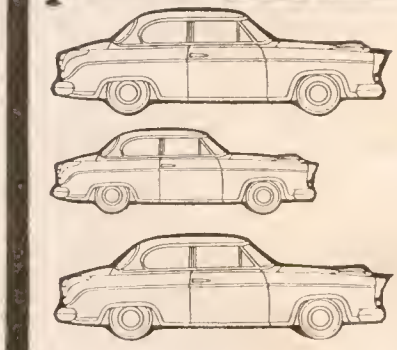
** Die Geistlichen der anglikanischen Kirche sind nicht dem Zölibat unterworfen.

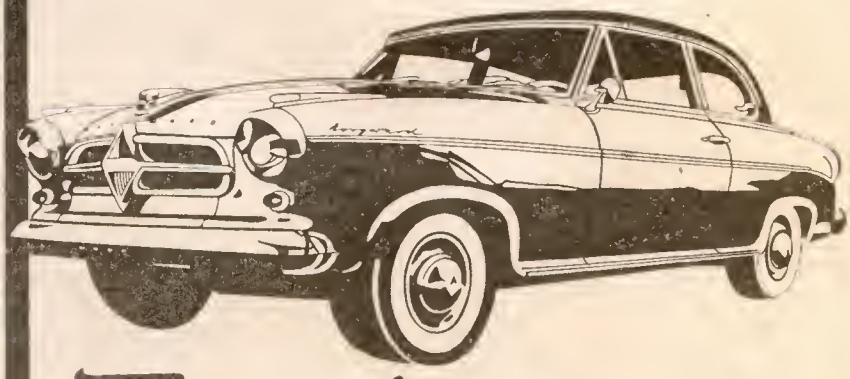


Noch immer bestimmt der Motor den Wert Ihres Automobils –

und nicht das (Pseudo-) Exotische oder Extravagante der Korosserie. Es ist nicht gleichgültig, ob 1 PS 20 oder 30 kg eines vollbesetzten Fahrzeuges bewegen muß; es ist nicht gleichgültig, ob der Wagen eine mittelmäßige Steigung im 4. Gang spielend nimmt oder ob er sich „hinaufquält"; es ist nicht gleichgültig, ob Sie in 4 Sekunden aus einer kritischen Überhol-Situation herauskommen oder ob Sie 12 bis 15 Sek. in Lebensgefahr schweben, weil Ihrem Wagen die letzte Beschleunigungsreserve fehlt.
Ob Sie alle PS des Motors mobilisieren oder ob Sie verhalten mit großer Kraftreserve fahren, jede PS-Einheit ist

Ihre Sicherheit, Ihr Nutzen und Ihre Freude!





Isabella TS

Beschleunigung von 0 auf 100 km/h in 18 sek.
Kraftstoffverbrauch nach DIN 70 030 9,2 l/100 km
75 PS – Steigvermögen 42 % – Preis a. W. DM 8080,-

CARL F·W·BORGWARD G·M·B·H·BREMEN

KUNSTHANDEL

BERNHEIMER

Zurück zum Barock

(siehe Titelbild)

Zwischen zwei prunkvoll ausladenden Gobelin-Fauteuils aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia stand, beide Hände leicht auf einen Spazierstock gestützt, ein unauffällig gekleideter, breiter Herr, der mit versunkenem Lächeln das Publikum der zweiten Deutschen Kunst- und Antiquitäten-Messe in München durch seine dicken Brillengläser musterte.

Aus dem dichten Strom der Passanten, die mit geziemendem Interesse langsam an den Kojen der fast hundert Aussteller im Münchner Haus der Kunst vorbeizogen, scherten immer wieder Personen aus, um dem Herrn zwischen den Maria-Theresia-Sesseln ihre Grüße zu entbieten: dem Konsul Bernheimer, einem der Initiatoren dieser monströsen Schau, bei der etwa zwanzigtausend — angeblich garantiert echte — Kunsthandelsobjekte mit einem Gesamtwert von ungefähr zehn Millionen Mark angeboten wurden.

Der achtzigjährige Otto Bernheimer, Präsident des Bundesverbandes des deutschen Kunst- und Antiquitätenhandels, erwiderte die ihm bezeigten Komplimente mit der liebenswürdigen Gelassenheit des grandseigneuralen Routiniers, der es gewöhnt ist, mit Fürsten, Prinzen und Königen Verträge zu machen. Wer die beiden Fauteuils bewunderte, konnte ihre Herkunft erfahren, wie sie der Nestor des deutschen Antiquitätenhandels bereits vor 25 Jahren potentiellen Käufern zu berichten pflegte:

Österreichische Tischler hatten Mitte des 18. Jahrhunderts eine komplette Garnitur für das Palais Liechtenstein angefertigt und mit Gobelins bezogen, die eigens zu diesem Zweck in der Brüsseler Manufaktur van der Borcht nach bäuerlichen Motiven des Malers David Teniers gewebt worden waren. Während der Inflationsjahre erstand Otto Bernheimer zehn noch vorhandene Sessel in Wien.

Alsbald veräußerte er sie an den Berliner Bankier James von Bleichröder für 54 000 Dollar (gleich damals 226 000 Billionen Mark). Nach Bleichröders Tode offerierte dessen Witwe dem Otto Bernheimer sechs Fauteuils zum Rückkauf; die restlichen vier waren inzwischen in die Vereinigten Staaten geschafft worden. Bernheimer kaufte zum zweitenmal. Die jüngst veranstaltete Kunst- und Antiquitäten-Messe nahm er als günstige Gelegenheit wahr, Kenner und Nichtkenner, die aus allen Bundesländern in die bayerische Hauptstadt gereist waren, auf diese Rarität aufmerksam zu machen.

Das ungemein dekorative und repräsentative Gestühl übte denn auch eine beträchtliche Anziehungskraft auf persianerbekleidete Damen mit Krokodilledertaschen aus, die sich vornehmlich in rheinischer Mundart nach dem Preise erkundigten. Indes, 90 000 Mark für ein halbes Dutzend Sessel schienen sogar vielen jener Besucher zuviel, die durchaus mit dem Vorsatz nach München geflogen waren, einige tausend Mark für fashionables Mobiliar aus dem 18. Jahrhundert auszugeben: Es waren Leute, die — nach dem Eindruck der Münchener Journalistin Ursula von Kardorff — so aussahen, „als hätten sie einmal Schlösser besessen und verloren, andere, als hätten sie gerade eins erstanden und müßten es nun neu-alt möblieren".

In der Tat gab es auf der zweiten Deutschen Kunst- und Antiquitäten-Messe noch ergiebige Mengen von Fauteuils aus dem 18. Jahrhundert zu niedrigeren Preisen als in Otto Bernheimers Koje 21, und es gab auch viele Tische, Kommoden, Sekretäre, Spiegel, Leuchter und Kunstgewerbe aller Art aus dieser Epoche.

Die Aussteller hatten, dem Publikumsgeschmack willig entgegenkommend, ihre Kojen nach Möglichkeit mit Gegenständen gefüllt, die sich unter der Pauschalbezeichnung Barock anpreisen lassen. Denn vornehmlich dieser Stil, der um die Zeit des französischen Königs Ludwig XV. (1715—1774) in Frankreich und in Deutschland dem höfischen Geschmack entsprach, ist heute bei den westdeutschen Käufern en vogue.

Die Soziologen haben bisher vergebens nach den Ursachen und Wurzeln dieser Mode gesucht, die zu dem herrschenden Stil in der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur und der Musik in so sichtbarem Widerspruch steht.

Tradition zu verkaufen

Einer der ständigen Besucher von Kunstauktionen, der Schriftsteller Erhard Göpel, möchte den Drang zum 18. Jahrhundert damit erklären, daß die Einrichtung der Wohnung jetzt „meist in den Händen der Frau" liege. „Noch um 1890 war das Haus eines Sammlers ganz vom Geschmack des Hausherrn bestimmt, der schwere, charaktervolle Möbel und die entsprechenden Stile, Gotik und Renaissance, Zinnhumpen, Bartmannskrüge, italienische Bronzen bevorzugte", erläuterte Göpel. „Heute heften sich die begehrlichen Blicke der Damen an die gefälligen Stücke, französische, venezianische, süddeutsche Möbel des späten Barock, des Rokoko ... Nur in der Diele oder neben dem Kamin duldet man eine schwere Truhe, einen Renaissancetisch."

Andere Analytiker des Zeitgeschmacks deuten jedoch den Hang zum Dekor der Vergangenheit nicht nur mit der Feminisierung der Kundschaft. Sie glauben, in dieser Sehnsucht einige der zahlreichen unterschwelligen Strömungen des Restaurativen zu erkennen, wobei das 18. Jahrhundert mehr oder weniger unbewußt als letzte geschlossene kulturgeschichtliche Epoche feudal-aristokratischen Zuschnitts empfunden werde.

In der Tat dürfte der Verzicht der gegenwärtig sozial bestimmenden Schicht, sich einen eigenen Stil zu schaffen, nicht damit hinlänglich zu erklären sein, daß heute der größte Teil des Geldes von den Frauen ausgegeben wird. Der Drang, sich wenigstens mit dem Mobiliar einige Tradition einzuhandeln, hat andere Gründe. So meint zum Beispiel der Münchner Kunsthändler Johann Keller: „Der heimliche Hang vieler zur Monarchie, zum Reichtum und zur Lebensart jener Ära schlägt eben auf diese Weise durch." Der Hamburger Händler Huelsmann definiert die Mode: „Die deutsche Innerlichkeit und Empfindsamkeit sind nun einmal nicht unterzukriegen."

Die lautlose Demonstration für die gute, alte Zeit hat dem Antiquitätenhandel eine Konjunktur größten Stils beschert. Und indem auch er sich wehmütig der Vergangenheit erinnert, bekennt der Chef der Firma L. Bernheimer Kommandit-Gesellschaft (Innenausstattung und Antiquitäten), Otto Bernheimer: „Die ganz großen Kunden, die sich einstmals komplette Schlösser einrichten ließen, gibt es heute nicht mehr. Aber trotzdem, die Umsätze sind besser denn je zuvor."

Kunsthandels-Nestor Otto Bernheimer, seit mehr als 60 Jahren in der Branche tätig, ist kompetent für ein solches Urteil. Die Geschichte der Firma Bernheimer darf in gewisser Weise als repräsentativ gelten für die Geschichte des Antiquitätenhandels in Deutschland. Während der Kunsthandel sonst oft an die Person eines Mannes gebunden ist, der sein Geschäft aus Neigung oder Zufall begann und mit dessen Tod es endet, gehört der achtzigjährige Otto Bernheimer bereits zur dritten Generation der Händler-Familie, an deren Entwicklung und an deren Umsätzen das Schicksal des Antiquitätengeschäftes abzulesen ist.

Ottos Großvater, der Begründer der Dynastie, war ein ambulanter Händler, der seine Ware auf Jahrmärkten feilbot, etwa in der Art, wie er es am 18. Oktober 1856 in den Münchner „Neuesten Nachrichten" kundtat: „M. (Meyer) Bernheimer aus Buttenhausen bezieht die bevorstehende Dult wieder mit seinem aufs modernste und reichhaltigste assortirten Seiden-, Shawls & Mode-Waaren-Lager . . . Wie gewöhnlich Bude Nr. 298, in der 2. Reihe."

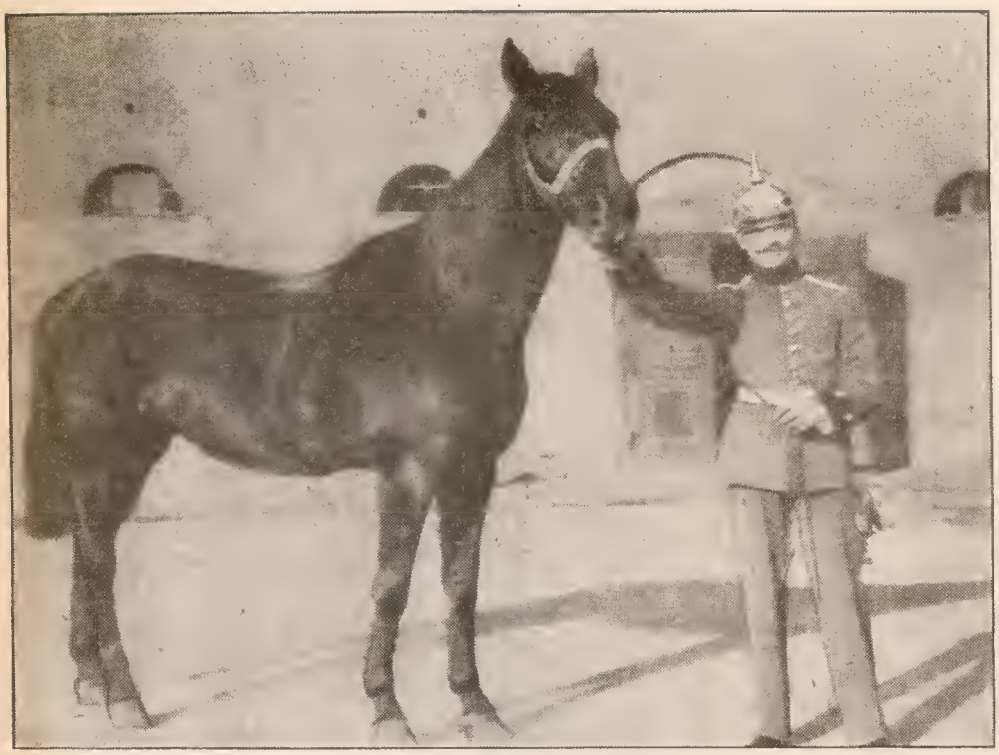
Was es mit dieser Art „Dult" in München auf sich hatte, geht aus einer Tagebuch-Eintragung der Tochter des Malers Wilhelm von Kaulbach hervor: „Es gab zu jener Zeit in München noch keine Detailgeschäfte, man kaufte nur auf der (zweimal im Jahr stattfindenden) Dult ein. Für (die) damalige Zeit war eines der reichhaltigsten Lager an Kleiderstoffen und Leinwand die Bude von Bernheimer, der als rühriger, intelligenter Mann seine Kundinnen wohl zu fesseln wußte und stets das Neueste und Beste vorlegen konnte."

Während Großvater Meyer Bernheimer sich noch mit dem Platz in der zweiten Reihe begnügte, drängte Vater Lehmann Bernheimer bald ins erste Glied: Er übernahm im Alter von 22 Jahren ein bankrottes Textilgeschäft in München und wurde seßhaft, unmittelbar neben dem Erzbischöflichen Palais. Dieses Datum — der 10. Mai 1864 — gilt in der Firmengeschichte des Hauses Bernheimer als Gründungstag.

Wie sich sodann die bemerkenswerte Wandlung vom Textilienladen in die Kunsthandlung vollzog, schildert der gegenwärtige Firmenchef Otto Bernheimer nicht ohne Vergnügen im Zeitraffertempo: „Stoffe, dazu gehörten auch Möbelstoffe. Und zu den Möbelstoffen kaufte Vater auch gleich die Möbel, wie er sie billig . . . auf dem Marché de Paris, bei den Trödlern in Florenz fand. Als Orientwaren große Mode wurden, ging Vater dazu über, auch Teppiche von den Händlern in den Häfen zu erwerben, um sie nach München zu bringen . . . Von seiner nächsten Reise brachte er zu den Teppichen auch chinesische Vasen und ostasiatische Bronzen mit."

Das geschah zuerst in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, bald nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1870—71). Zum Textil- und Teppichhandel trat das Geschäft mit alten Kunstgegenständen. Es ist — typisch genug — jene Epoche, die wegen ihrer Stil- und Geschmacksunsicherheit im negativen Sinne sprichwörtlich wurde: die sogenannten „Gründerjahre". Binnen kurzer Frist bildete sich eine neue Schicht von vermögenden Leuten, die sich ihrer sozialen Geltung angemessen einzurichten wünschten.

Für ihre rasch erstehenden Villen, denen es an gotischen Türmchen und Zinnen nicht mangelte, benötigten die frisch geadelten Kommerzienräte entsprechendes Mobiliar. „Altdeutsch" wurde Trumpf, auf den Gobelins zogen Spielkartenkönige auf Hirschjagd, koste der mittelalterlich ge-



Einjährig-Freiwilliger **Bernheimer**: Vom Trödelhändler ...

kleidete Doktor Faust mit seinem Gretchen.

Noch war kein Kommerzienrat bereit, gebrauchte Stühle, Tische und Schränke in das just fertiggestellte Heim aufzunehmen. Die Herren der Gründerzeit ließen sich ihre massiven, reichverschnörkelten Staubfänger beim Tischler bauen. Für Lehmann Bernheimer waren Möbel noch kein Geschäft; die Stühle, die er verkaufte, bezog er vorher mit eigenen Stoffen, weil sie „alt" waren — alt nicht im Sinne von antik, sondern im Sinne von gebraucht. Kaum jemand interessierte sich für Möbel vergangener Stile, allenfalls ein Landadeliger oder ein Patrizier, in dessen durch Generationen vererbtem Inventar ein Stück zerbrochen war: Solche Kunden suchten und fanden passenden Ersatz beim Trödler.

Die Firma Bernheimer aber verdiente an Teppichen. Der wendige Lehmann präsentierte die Ware, die er im Ausland eingekauft hatte, tonangebenden Münchnern wie den prominenten Malern Franz von Lenbach oder Wilhelm von Kaulbach. Sagt Otto Bernheimer: „Die Herren Künstler waren begeistert. Die Orientteppiche wurden Vater aus der Hand gerissen."

Die Beziehungen, die er zu Münchner Künstlern geknüpft hatte, fingen an, sich als überaus nützlich zu erweisen; Bernheimers Laden wurde eine Art gesellschaftlicher Attraktion. Bald fanden sich die ersten Wittelsbacher in dem Geschäft ein, um zu erforschen, was denn der findige Lehmann von seiner letzten Reise wohl mitgebracht habe.

Solcher Kundschaft konnte Lehmann Bernheimer mit Tuchen und Stoffen nicht imponieren, eher schon mit Vasen aus Japan und mit Bronze-Buddhas. Die Kleiderstoffe, noch kurz vorher sein wichtigster Artikel, bereiteten Lehmann Bernheimer keine rechte Freude mehr. Als sein Bruder Leopold Anfang der achtziger Jahre aus Ulm zu Besuch kam, schlug Lehmann seinen ganzen Vorrat an den Bruder los. Aus dem Textilkrämer wurde, genau im richtigen Augenblick, der Antiquitätenhändler.

Mit dem Erlös für seinen Kleiderplunder reiste Lehmann Bernheimer nach Italien, zu den Trödlern, die ihm dort bekannt waren. Er kaufte einen Posten Sitzmöbel für drei Lire (damals 2,16 Mark) das Stück, er zahlte 16 Lire für Truhen, er erstand Tische, Schränke, Statuetten, Fayencen, Gläser, Plastiken. Sein Lager füllte sich mit drei bis vierhundert Jahre alten Gegenständen. Was er an Orientteppichen verdiente, investierte Lehmann Bernheimer in Renaissance-Inventar.

Denn nun, plötzlich, war der Renaissance-Kult ausgebrochen: In Berlin hatten es sich Sammler von Renaissance-Bildern einfallen lassen, das Mobiliar ihrer Räume den Bildern an der Wand anzupassen; der Ruf nach dem stilechten Milieu wurde laut. Wilhelm von Bode, Direktor der Gemäldegalerie in Berlin und späterer Generaldirektor der Königlich Preußischen Museen, hochgeschätzt von Kaiser Wilhelm II., propagierte die neue Richtung mit beredten Worten. Seine Hinweise setzten ganze Händler- und Sammlergeschwader in Bewegung.

Oben aber auf der Welle der jähen Konjunktur schwamm das Haus Bernheimer. Allen Händlern voran eilte Lehmann Bernheimer durch die ihm vertrauten italienischen Trödler-Gefilde. Was er für Pfennige aus alten Kramläden aufkaufte, konnte er als kostbares Objekt für Sammler und Liebhaber absetzen.

Das Haus Bernheimer wurde hoffähig. Der erste Händler, den der Bayern-König Ludwig II. zum Königlich Bayerischen Kommerzienrat ernannte, hieß Lehmann Bernheimer. 1886 erteilte Prinzregent Luitpold dem Lehmann Bernheimer die Genehmigung, auf königlichem Gelände ein Haus zu bauen; Lehmann verpflichtete einen der bekanntesten süddeutschen Architekten. Drei Jahre später, als das riesige Gebäude am Lenbachplatz fertig war, wurde es von keinem Geringeren als dem Prinzregenten Luitpold eingeweiht.

Die Firma Lehmann Bernheimer mit ihrem schier unerschöpflichen Lager und ihrem Besitzer, der jeden gewünschten Gegenstand binnen kürzester Frist herbeizuschaffen in der Lage war, gewann europäischen Ruf. Die Herren von Rhein und Ruhr erschienen. Kurz nach der Jahrhundertwende darf Otto Bernheimer, der Sohn des Chefs, mehrere Zimmer im Stammsitz der Familie Krupp, der Villa Hügel, ausstatten.

Ausstattungsaufträge mit sechsstelligen Goldmarksummen waren im Hause Bernheimer nichts Ungewöhnliches. Der junge Otto erwarb im dalmatinischen Krk — es gehört heute zu Jugoslawien — ein Antependium, einen Altar-Vorhang, aus dem 14. Jahrhundert und offerierte es für 200 000 Mark. Sofort meldete sich ein Käufer.

An Zuckerindustriellen, Wollfabrikanten, Textilkaufleuten, Zechenbesitzern, Bankiers und den Eisen- und Stahlmagnaten verdiente das Unternehmen wesentlich mehr als an sammelnden Fürstlichkeiten. Die Zigaretten-Fabrikanten Neuerburg ließen sich die Einrichtung ihrer Repräsentationsräume durch Bernheimer eine Million kosten; der Großherzog von Luxemburg dagegen bezahlte, was er einkaufte, mit Zwanzigmarkstücken aus der Hosentasche.

Vor dem ersten Weltkrieg erreichte der Kurswert von Antiquitäten keineswegs nur in Deutschland groteske Regionen, sondern überall da, wo die Industriali-

... zum Hoflieferanten: Preußischer Museumsdirektor **von Bode**

Wohnungseinrichtung um die Jahrhundertwende: Altdeutsch mußte es sein

sierung einen neuen Typ von Menschen geschaffen hatte, in dessen Hand sich Macht und Reichtum vereinigte: den Magnaten — Leute wie Friedrich Krupp oder Henry Ford, die aus kleinsten Handwerkeranfängen durch eigenes Geschick und vom Zug der Zeit begünstigt ungeheure Industrien aufbauen, ungeheure Reichtümer erwerben konnten. Es gab sie in Deutschland, und es gab sie erst recht in den Vereinigten Staaten — einem Land, das sich plötzlich, nachdem die hemdsärmelig verschwitzte Pionierarbeit getan war, seiner völligen Traditionslosigkeit bewußt wurde und diese Traditionslosigkeit als einen Makel empfand.

Wie die frischen Millionäre des Ruhrgebiets wünschten sich auch die amerikanischen Konzern-Familien etwas Stil und Tradition für ihre Gründer-Paläste einzukaufen, und ihre Finanzkraft lag zumeist weit über europäischem Niveau. So kam es, daß den vermutlich größten Verdienst am Antiquitätengeschäft seiner Zeit ein aus England in die Vereinigten Staaten eingewanderter Händler holländischer Abkunft einstreichen konnte: Joseph Duveen, späterer Lord Millbank.

Seine Karriere, so erklärte es Duveen-Biograph Samuel Nathaniel Behrman, „gründete sich auf die einfache Erkenntnis, daß Europa die Kunst und Amerika das Geld hatte. Das eine für das andere einzutauschen, wurde die beherrschende und höchst einträgliche Passion seines Lebens."

Behrman analysiert die — amerikanischen — Käufer Duveens: „Es hatte sich alles zu rasch ereignet. Die meisten Millionäre der damaligen Periode konnten den Ursprung ihres Vermögens noch auf die Kämpfe der eigenen Jugend zurückführen — in Bauernhöfen, Büros, Fabriken oder Fleischläden oder hinter dem Ladentisch von ländlichen Verkaufsbuden ... Die Vergangenheit (stand) eher im Zeichen aufgekrempelter Ärmel als kaiserlicher Gewänder. Wie konnten sie nun diese Erinnerung verwischen, sie in Großartigkeit ertränken? Duveen zeigte ihnen den Weg ... Ihr neuer Reichtum sollte den Firnis des Althergebrachten erhalten."

Der Kunstverstand dieses Großmeisters der Branche blieb zwar umstritten, wobei eine Reihe eklatanter Fehlurteile Duveens seinen Kritikern immer wieder neuen Auftrieb gab. Aber Duveen konnte verkaufen wie kaum einer sonst. Seine Methode, die Preise zu bestimmen, war ebenso systematisch wie unkompliziert.

Als er zufällig in seinem Lager einige Büsten des französischen Bildhauers Jean-Antoine Houdon (1741—1828) entdeckte, deren Preis bereits auf 25 000 Dollar hinaufgeklettert war, begann er still, weitere hinzuzukaufen. Bei passender Gelegenheit zahlte er plötzlich anläßlich einer Versteigerung 75 000 Dollar für ein Exemplar. „Der Weltmarkt folgte Duveens Führung; bald konnte man keine Houdon-Büste um weniger als 150 000 Dollar bekommen." 1912 kosteten Houdon-Büsten, mit denen Duveen gut eingedeckt war, schließlich 250 000 Dollar.

Segnete einer seiner Klienten das Zeitliche, so kaufte Duveen nach Möglichkeit zurück, wobei es ihm nichts ausmachte, das Doppelte des Preises zu zahlen, den er einst herausgeschlagen hatte. Laut Behrman konnten Duveens Kunden „in aller Ruhe sterben; sie wußten, daß zu seinen Lebzeiten ihre Sammlungen keine Werteinbuße erleiden müßten".

Wilhelm von Bode berichtet in seinen Erinnerungen, daß Duveen für den Nachlaß des Berliner Bankiers Oscar Hainauer, dessen respektable Renaissance-Kollektion nicht zuletzt unter der Anleitung Bodes entstanden war, vier Millionen Mark offerierte, „das Dreifache von dem, was ... bisher selbst von den bedeutendsten Händlern geboten war".

Der deutsche Kaiser Wilhelm II., so schreibt Bode, habe „sich höchst mißliebig darüber geäußert"; er fand den „Verkauf ins Ausland abscheulich". Denn: „Der Kaiser meinte, daß die Sammlungen, welche die reichen Berliner mit meiner Hilfe billig hatten zusammenbringen können, auch zur Verfügung der Museen sein müßten, wenn sie einmal abgegeben werden sollten. Dächten die Besitzer nicht so vornehm, so müßte sofort ein Ausfuhrgesetz gemacht werden."

Ein solches Gesetz wurde allerdings, zumal auch Wilhelm von Bode dagegen plädierte, nicht erlassen, und die Erben bedeutender Sammler erwiesen sich auch weiterhin, wenn Duveen Interesse bekundete, keineswegs als so vornehm, wie es ihr Kaiser gern wollte. Je mehr Duveen aus Europa hinausschleppte, desto saftiger

Schokoladen-Fabrikant **Dr. Bernhard Sprengel***, Hannover, mit Ehefrau im Bibliotheks-Zimmer

wurden die Preise, vor allem für Spitzenstücke. Indes, weitgereiste Händler, wie Vater Lehmann Bernheimer und Sohn Otto, konnten die Bedürfnisse ihrer Kunden immer noch befriedigen.

Nach dem ersten Weltkrieg, den Otto — die Schnurrbartspitzen à la Wilhelm II. stramm nach oben gezwirbelt — als Beamtenstellvertreter in einem Proviantamt unbeschadet überstand, war es eine neue Schicht von Wohlhabenden, die frisch erworbenen Reichtum beim Antiquitätenhändler anlegte. Die minderen Vertreter dieses neuen Wohlstandes hat der Volksmund — in seinem erstaunlichen Sinn für das Bewahrende — in unzählbaren Raffke-Witzen satirisch charakterisiert: In der Tat boten die Nachkriegszeit und die Inflation gewitzten Spekulanten Gelegenheit, sehr schnell beträchtliche Reichtümer zu sammeln. Die Modernisierung der Welt brachte aber auch neue, rentable Konsumgüter-Industrien auf den Plan, die tüchtigen Kräften zu Verdienst halfen. Techniker und Ingenieure wurden zu einer neuen Macht, Flieger und Sportler zu neuen, wohldotierten Heroen der Zeit.

Die renommierten Einrichtungshäuser in Berlin und München bewältigen aber auch den Run dieser Kundschaft auf die Ware, und ebenso schafften es ihre kleineren Kollegen.

Ehedem regierende Häuser räumten zu jener Zeit ihre Schlösser und übergaben den Inhalt Auktionatoren; verschämt baten Angehörige anderer Schichten während der Inflationsjahre die Antiquitätenhändler in ihre Wohnungen, um sich von den liebgewordenen Stücken zu trennen. Das Angebot war derart, daß trotz der neuerstandenen Nachfrage bis in die späten zwanziger Jahre hinein auch die geschicktesten Händler Preiseinbrüche nicht vermeiden konnten.

Die Preiseinbrüche waren nicht gravierend, und sie hielten nicht lange vor. Denn nun kam eine neue Prominenz auf, deren Geschmack die Mode bestimmte — und diese neue Prominenz wirkte auf ein viel breiteres Publikum, als es Wilhelm von Bode mit seinen Hinweisen je hätte erreichen können.

So hatte Max Reinhardt, als Intendant des Deutschen Theaters in Berlin bereits zu Lebzeiten von Legenden umkränzt, beiläufig ein Faible für Bauernmöbel zu erkennen gegeben. Bald bildeten demzufolge süddeutsche, Tiroler, friesische Schränke und Truhen, möglichst buntbemalt und von ergreifender Schlichtheit, den Hintergrund, wenn ein Theater- oder Film-Star sich daheim photographieren ließ, den sinnenden Blick auf einen Zinnteller geheftet.

Andere Damen und Herren der Theaterbranche wiederum hängten fernöstliche Masken an die Wände und verteilten große und kleine Buddhas in ihren Räumen, seit die ostasiatische Sammlung Paul Wegeners, des Darstellers unheimlich-dämonischer Gestalten und beherrschter Kraftnaturen, sogar bei Fachleuten Ruf erlangt hatte.

Die Schauspieler wurden zum Idol der Zeit und blieben es bis heute. Ihnen folgte freudig das Publikum, rückhaltlos bereit, seine Favoriten als die führende Kaste zu begrüßen, die den Stil prägt.

Schauspieler haben eine riesige Gemeinde, die ihnen nacheifert. Bei so verbreiteter Nachfrage stiegen die Antiquitätenpreise ins Ungeheure, und die Sammler hatten das Nachsehen. In Amerika lief Duveen zur Hochform auf: Bald wird er dem Ex-Finanz-Staatssekretär Andrew William Mellon eine Wohnungseinrichtung mit Bildern für 21 Millionen Dollar (damals über 50 Millionen Mark) verkaufen. In München trennte sich Otto Bernheimer von einem seiner schönsten Gobelins, der um 1520 nach einem Karton Jan van Eycks gewebt worden war. Prinz Paul von Jugoslawien bezahlte für das Objekt 350 000 Mark.

Vater Lehmann Bernheimer hat diese neue Zeit nicht mehr erlebt, er war 1918 gestorben. Aber der Königliche Kommerzienrat hatte seinen Sohn Otto planvoll auf jede Eventualität hin ausgerüstet. Er hatte ihn einjährig-freiwillig in dem feudalen und exklusiven 1. Schwere-Reiter-Regiment dienen lassen und dem Jungen damit eine gesellschaftliche Position gesichert; er hatte ihm aber auch die kaufmännischen Grundsätze des Kunsthandels beigebracht.

Gegen eines aber war auch alle Vorsorge des Vaters Bernheimer machtlos — gegen das, was sich am 30. Januar 1933 als „nationale Revolution" anbot. München avancierte zur „Hauptstadt der Bewegung", und der Palast des Juden Bernheimer mußte wohl oder übel von „deutschen Käufern" gemieden werden.

* Dr. Bernhard Sprengel hat in Norddeutschland Ruf als Sammler und als Förderer moderner Kunst. Er spielt Geige und veranstaltet auch musikalische Aufführungen.

Immerhin: auch im Jahre 1936 laufen noch 600 000 Mark durch die Bücher der Firma, und immerhin ist der fachliche Ruf Otto Bernheimers groß genug, um sonderbare Kunden anzulocken. Plötzlich stampft Hermann Göring durch die Geschäftsräume und verlangt nach „echten Teppichen". Vier Stunden lang stehen, so weiß Bernheimer zu berichten, zwei bewaffnete SS-Leute hinter dem Kunsthändler, der die Schätze seines Gobelinsaales vorführt. Göring läßt sich die Preise nennen und reagiert regelmäßig mit einem „Sie sind verrückt", bis Bernheimer schließlich unbefangen Ratenzahlungen vorschlägt. Göring sucht sich zwei Teppiche aus und verläßt den Palast durch einen Hinterausgang.

Göring bezahlt prompt und erinnerte sich lange seiner Einkäufe. Noch während des Nürnberger Kriegsverbrecher - Prozesses verteidigte sich der Reichsmarschall: „Ich war kein Antisemit, fragen Sie Bernheimer!"

1938 wurde die Familie Bernheimer ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Aber die mexikanische Regierung, der Otto seine Konsulwürde verdankt, intervenierte; kahlgeschoren durfte der KZ-Häftling nach München zurückkehren. Das Betreten des Geschäftes blieb ihm zwar verboten, aber noch einmal bediente seine Firma einen prominenten Kunden: Adolf Hitler entsandte einen seiner Innenarchitekten und ließ bei Bernheimer einen Renaissance-Gobelin, einen französischen Teppich und einen Lüster kaufen (Otto: „Der schönste, den ich gesehen habe, über zweieinhalb Meter hoch"). Auch Hitler zahlte pünktlich.

Der Teppich-Kunde Hermann Göring ermöglichte die Auswanderung der Familie. Otto Bernheimer durfte durch Vermittlung des späteren Reichsmarschalls eine Hazienda in Venezuela erwerben — mit der Auflage, jüdische Verwandte Görings mitzunehmen. „An Göring mußte ich für die Erlaubnis, die Hazienda überhaupt erwerben zu dürfen, 860 000 Mark aushändigen. Für die völlig heruntergewirtschaftete Hazienda mußte ich übrigens über 400 000 Mark bezahlen."

Auf dem Weg nach Übersee legte Otto Bernheimer in London eine Pause ein, und noch ein letztes Mal konnte er einen Handel mit einem prominenten Nationalsozialisten abschließen. Über Mittelsmänner erreichte ihn der Auftrag, Teppiche für Ribbentrop einzukaufen. Bernheimer besorgte das Geschäft und verdiente eine kleine Provision. In München rettete indessen die „Kameradschaft der Künstler" als Treuhänder einen Teil des Bernheimerschen Besitzes.

Als 70jähriger kehrt Otto Bernheimer in seine Vaterstadt zurück: Das Haus ist zerbombt, das Geschäft ruiniert. Der Siebzigjährige muß die Bürde des Wiederaufbaus allein tragen: Sein Sohn Kurt, der Bernheimer-Kronprinz, war inmitten der Übersiedlungs-Vorbereitungen in Venezuela gestorben. Kurts Kinder immerhin, die Vertreter der fünften Bernheimer-Generation, fahren mit dem Großvater Otto Bernheimer nach München.

Zunächst freilich kommt das Geschäft nur langsam in Gang: Es gibt weder Angebot noch Nachfrage, erhebliche Bestände sind zudem von Bomben zerstört worden oder stehen in Häusern, die von den Alliierten beschlagnahmt sind. Wer etwas gerettet hat, setzt es in Butter um, in Zigaretten, in Dollars. Einige kunstverständige „displaced persons" kaufen en gros ein; vereinzelte Besatzungsoffiziere ramschen Vermögen zusammen.

Es wird 1952, bis die Stagnation einer jähen Konjunktur weicht. Zwar: Seit einigen Jahren wurde wieder gut verdient, aber man gab das Geld vorerst für das Dringendste aus, für Schuhe, Kleidung, Wohnung, für den Aufbau eines Geschäftes: So bleibt für den Luxus wenig. Etwa 1952 aber scheint der erste Bedarf gestillt, und wieder sind es neue Schichten von Besitzenden, die den Anfang machen, und wieder sind es die Verschämten, aus deren Vorrat die Händler ihre Lager füllen

Welcher Art diese neue Kundschaft ist, läßt sich an dem pfiffigen Trick einiger Händler erkennen: Sie engagieren Ver-

Marga Schlieker, Ehefrau des Düsseldorfer Stahl-Industriellen, in ihrem Boudoir

Elisabeth Schörner, Tochter Thomas Dehlers, in ihrem Bonner Elternhaus*

„Stern"-Chefredakeur **Henri Nannen,** Frau Marfa, Hamburg

käuferinnen aus gräflichem oder freiherrlichem Geblüt — Damen, denen zwar keine speziellen kunsthistorischen Kenntnisse eignen, die aber dem Stück, das der Kunde aus ihrer Hand entgegennimmt, einen eigenen Glanz verleihen.

Die Konjunkturwelle schlägt hoch, und die Antiquitätenhändler, die von ihr profitieren, haben ihre eigene Meinung. Otto Bernheimer zum Beispiel kommentiert: „Es ist ganz einfach; die Leute haben gehört, daß Kunstsachen mit der Zeit immer mehr im Preise steigen, sie legen ihr Kapital an, sie spekulieren." Ein anderer renommierter Händler macht von dem gern geübten Recht, über die Kundschaft, wenn einmal bezahlt ist, noch ein paar Worte zu verlieren, auf andere Weise Gebrauch: Er mokiert sich über „eine Kategorie halbgebildeter Snobs, wissen Sie, Damen in teuren Roben mit dem Scheckbuch des Herrn Gemahls, der schwer arbeitet. Die glauben nämlich, sie verstehen was, und halten sich für Sammlerinnen. Ich sage Ihnen, *die* haben Vorstellungen."

Was es da für Vorstellungen gibt, ist zuweilen in eleganten Zeitschriften nachzulesen — so etwa in dem Golddruck-Journal „Film und Frau", das sich speziell als Manager der Kunstsammler-Hausse betätigt: „Kunstsammler sind wie Liebende", so schwärmt die Zeitschrift. „Vom ersten Wohlgefallen an einem schönen oder auch nur skurrilen Gegenstand oder vom jähen ‚coup de foudre', der sie beim Anblick eines begehrenswerten Objektes trifft, bis zum ruhigen Glück des Besitzens machen sie alle Phasen der Sehnsucht und Qual, des Kämpfens und Ermattens, der Werbung und Erfüllung durch, die ein Mann an sich erfährt, wenn er um eine nicht alltägliche Frau ringt.

„Selbst im Traum noch verfolgt sie der Schneeschimmer alten Porzellans, das starre schwarze Augenpaar einer sienesischen Madonna oder das seltsame Intarsienmuster einer Schatulle aus dem Rokoko. Sie machen weite Reisen um ihrer Liebe willen, sie drängen sich, obwohl sonst auf Abstand bedacht, in überfüllten Auktionssälen, sie verschwenden ganze Strategien an den schmutzigen Händler auf dem Trödelmarkt, der inmitten seines Gelumps ahnungslos eine angeschlagene Dose aus der Marcolini-Zeit aufgebaut hat."

Im rauheren Reich der Realität dürften allerdings die romantischen Schatzsucherzeiten, in denen Kenner in Trödlerbuden noch Entdeckungen machen konnten, so gut wie vorüber sein. Freilich sind auch die spezialisierten Sammler, wie sie Wilhelm von Bode heranzog, nach übereinstimmender Meinung der westdeutschen Kunsthändler weniger geworden. Es fehlt zudem die anerkannte Kapazität, die — wie einst Bode — den Geschmack der finanzstarken gesellschaftlichen Oberschicht prägt.

Den Stil bestimmen die Prominenten des Massenzeitalters, die Filmstars oder die Couturiers, die sich „Modeschöpfer" nennen. Der Berliner Couturier Heinz Oestergaard etwa, so wird berichtet, „nennt ein winziges, strohgedecktes Häuschen mit altmodisch verträumten Heckenrosengarten . . . sein eigen . . . Die Möbel sind Empire. Im Wohnzimmer steht ein selten schöner englischer Empire-Eckschrank.

„Über dem Daunensofa, mit rot-weiß gestreiftem Damast bezogen, hängt ein französisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert. Es zeigt einen edlen weißen Jagdhund, der einen Hasen verbellt, vor einer Wald- und Wiesenlandschaft, in die ein Schloß eingebettet auf einem Hügel liegt.

* Thomas und Frau Irma Dehler haben ihre Wohnungseinrichtung über Jahrzehnte gesammelt und ergänzt.

Anneliese Grundig, Ehefrau des Rundfunk-Industriellen Max Grundig, Nürnberg-Fürth

Der winzige Speiseraum ist in Smaragdgrün und Silbergrau gehalten. Eine Wand ist smaragdgrün getüncht, darauf nehmen sich die kostbaren Wandteller mit ihren durchbrochenen vergoldeten Rändern wie Juwelen auf Samt aus.

„Die gegenüberliegende Fensterwand verschmilzt zusammen mit den Satin-Duchesse-Vorhängen in silbriges Grau, wobei der seidige Stoff zur etwas rauhen getünchten Wand in reizvollem, glänzend-stumpfem Kontrast steht. Ein Gemälde von Ganymeds Vertreibung aus dem Olymp nimmt fast die ganze Stirnwand ein. Man speist am ovalen Tisch, bei Kerzenlicht, das von silbernen Empire-Leuchtern erstrahlt."

Der Einfluß, den solche im Hofton gehaltenen Berichte auf die finanzkräftige Kundschaft der Antiquitätenhändler üben, ist in der Tat beträchtlich. Zu den Käufern der Antiquitätenhändler zählt aber noch eine andere, viel weniger finanzstarke Schicht. Sie rekrutiert sich aus jenen Sekretärinnen, gehobenen Angestellten, jungen Akademikern, die den Einheitsstil ihrer mit standardisierten Anbaumöbeln aus billigem Holz gefüllten Kleinwohnungen wenigstens mit einem Schrank, einer Truhe durchbrechen wollen: Der Uniformität des Industrieproduktes wird bewußt ein Individualprodukt gegenübergestellt. So aber kommt es auch, daß zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Kunsthandels die Nachfrage das Angebot übersteigt, vor allem bei Durchschnittsstücken.

Der Händler verfügt bei seinen Einkäufen in der Regel nur über drei Quellen: Er erwirbt neue Stücke aus dem Nachlaß eines verstorbenen Sammlers, bei einer Auktion oder bei seinem Kollegen. Die guten Claims, in denen sich vor wenigen Jahrzehnten das Schürfen als ergiebig erwies — etwa die Trödelläden in Italien, die Schlösser einiger in der Inflation verarmter Adliger —, sind ziemlich restlos ausgebeutet. Aus dem Publikum bekommt der Händler wenig Angebote: Wer günstig kaufen will, gibt seine Stücke oft zur Auktion — in der vielfach gerechtfertigten Annahme, dort Höchstpreise zu erzielen: Bei den Auktionen strömen Sammler und ein elegantes Publikum zusammen, und die Gebote treiben die Preise hoch.

Damit bei Auktionen Manipulationen verhindert werden, die den Kurs zu versteigernder Gegenstände allzu ungebührlich in die Höhe treiben, sind bereits in den zwanziger Jahren in Preußen und anderen Ländern Sicherheitsbestimmungen erlassen worden. Sie verbieten alle Handlungen, die auf eine Täuschung des Bietlustigen abzielen, indem etwa

- ▷ die Versteigerung einer bekannten Sammlung angekündigt, das Publikum aber durch das Hinzufügen der Buchstaben „u. a." über die Herkunft der Stücke im unklaren gelassen wird;
- ▷ in den Katalogen minderwertige Kunstgegenstände leichtfertig namhaften Künstlern zugeschrieben werden;
- ▷ mit Hilfe von Strohmännern das Preisniveau für bestimmte Objekte künstlich gehoben oder gesenkt wird.

Solche Bestimmungen bieten zwar einen gewissen Schutz vor betrügerischen Machenschaften; sie können aber keinesfalls die Überhitzung kühlen, zu der es zuweilen in Auktionssälen kommt. Musterexempel für eine solche Massenekstase war die Veräußerung des Inventars von Schloß Höhenried am Starnberger See im September 1955. Die einstige Besitzerin, eine etwas exzentrische Amerikanerin namens Wilhelmina Busch-Woods, hatte zu Lebzeiten eine recht sonderbare Ansammlung von Kunst und Kitsch angehäuft, die nun unter den Hammer geriet.

Was sich bei der Versteigerung ihrer Sammlung abspielte, wurde in der „Süddeutschen Zeitung" so beschrieben: „Die Kunde von der Versteigerung eines garantiert echten Schloßbesitzes ist in alle Winkel der Bundesrepublik gedrungen, und Leute, denen zum Schmuck ihrer repräsentativen Wohnstätte gerade noch ein Barockengel oder ein Renaissance-Büfett fehlt, haben sich von überallher zum Starnberger See aufgemacht . . . Aus den Villenvororten Münchens ist die vornehme Welt aufgebrochen, vor allem die Damen."

So kam es, daß der Preis für Kitsch-Neger von 2 auf 50 Mark stieg und daß eine Messing-Hausglocke 250 Mark erbrachte. Bei drei Berliner Porzellanplatten steigerte ein Liebhaber noch bis 70 Mark mit, der Zuschlag erfolgte bei 1400 Mark. Eine Kinder-

wiege, mit 500 Mark taxiert, erhielt als letztes Gebot 2450 Mark. Zwei Nachtkästchen, geschätzt auf 1500 Mark, wurden für 5800 Mark zugeschlagen. Ein Refektoriumstisch brachte es von 1700 auf 6300 Mark, eine Strahlenmadonna von 300 auf 1700 Mark.

Nicht ein einziges Stück, das der Auktionator Ruef ausbot, blieb unverkauft. Was der Höhenried-Auktion einen besonders kuriosen Anstrich gab, war die Tatsache, daß die — nicht sehr zahlreichen — guten Stücke aus der Busch-Woods-Sammlung die relativ geringsten Preise erbrachten. Am besten gingen Puppen, künstliche Blumen (sieben Stück 100 Mark) und Lampen, die aus schmiedeeisernen Friedhofskreuzen gebastelt waren.

Der Nimbus einer Schloßherrin fehlte zwar, als im vergangenen Monat das Inventar des Düsseldorfer Cafés Weitz verauktioniert wurde, das Publikum aber, „in Persianercape und Borsalinohüten", so berichtete die „Süddeutsche Zeitung", trieb die Offerten in Preisregionen, „als habe es gegolten, das antike Inventar eines Fürstenschlosses zu ergattern und nicht eine bürgerliche Kaffeehaus-Ausstattung im Gelsenkirchener Barock. Die Angebote der wenigen Besonnenen gingen unter im Hohngelächter derer, die dicke Brieftaschen mitgebracht hatten." Im allgemeinen Getümmel wurde für kleine, gebrauchte Silbertabletts mehr bezahlt, als neue im Laden kosten. Ein Messingkasten mit Zierpflanzen fand für 107 Mark einen Käufer. „Als zu guter Letzt die Täfelung aufgerufen wird, will eine Frau wissen: ‚Gibt es das Bild auch dazu?' Leider war es nicht zu haben; denn es war ein Fresko-Gemälde."

Bei so stürmischer Nachfrage, die sogar vor den Besteck-Kästen der Caféhäuser nicht haltmacht, ist es kaum verwunderlich, daß die Preise innerhalb weniger Jahre um ein Vielfaches anstiegen. Gleichzeitig sind freilich in Frankreich, Italien und Tirol ganze Fälscher-Industrien aufgeblüht, deren Produkte in der Regel allerdings recht verdächtig aussehen, so daß ein Händler, der solche Möbel anbieten würde, Gefahr liefe, mit seiner Kundschaft in Konflikt zu geraten. Die Literatur über Fälscher-Tricks (Behandeln mit Staub und Schmutz, künstlicher Wurmfraß, „Härtungsverfahren" für gepreßtes Holzmehl,

Schloßherrin **Busch-Woods**
„Herziges G'schau"

Vergoldungen aus Kupfermischungen) wird dennoch immer umfangreicher.

Smartere Händler finden nämlich nichts dabei, „restaurierte" Stücke auf den Markt zu werfen, wobei in extremen Fällen der erhaltene Sockel einer Vitrine schon als ausreichende Grundlage angesehen wird, um den Rest — die Vitrine — zu „ergänzen". Aus Lehnsesseln werden durch Zerschneiden des Gestells und Einfügen einer Rücklehne in die beiden echten Seitenteile Kanapees, aus einer vierschübigen Kommode, die in der Waagerechten halbiert wird, entstehen in solchen Werkstätten zwei Schränke; Betten werden zerlegt und zu drei oder vier Exemplaren verarbeitet, desgleichen Tische, Truhen und Sekretäre.

Seriöse Firmen machen den Käufer allerdings auf jede noch so kleine Ergänzung eines Schubladenbretts, einer Leiste, eines Beschlags aufmerksam. Der Kunde erhält volle Garantie auf das Möbel. Kopien und Imitationen von alten Stücken, die ausdrücklich als solche verkauft werden, führt auch Otto Bernheimer in einer eigenen Abteilung.

Derartige Imitationen werden meist auf den Ratschlag von Innenarchitekten angeschafft, die das Heute mit dem Gestern zu verbinden trachten. Die Erfindungsgabe einiger Innenarchitekten respektiert offenbar keine Grenzen: Obwohl es weder im 18. noch im 19. Jahrhundert Couchtische gegeben hat, werden solche Möbel kühn „im Stil der Zeit" mit kurzen Beinen angefertigt, oder es werden barocke Bücherregale und Empire-Diplomatenschreibtische entworfen.

Spitzenprodukte dieses Unterfangens, Vergangenes mit Gegenwärtigem zu mischen und so den Gerätschaften von ehedem zu modischem Nutzen zu verhelfen, finden sich inzwischen in manchem kostbar ausgestatteten Haushalt. Dazu gehören etwa die Barockorgel, die als Hausbar eingerichtet wurde, oder die Renaissance-Truhe, die als stilreine Emballage für Fernsehgeräte dient; dazu gehören ebenso die Sänften, die zeitgemäß als aparte Fernsprechzellen genutzt werden. Aus rustikalen Kinderwiegen entstehen Blumenbehälter, alte Meßgewänder werden zu Flügeldecken, gotische Madonnen zu Bücherstützen. Am siebenarmigen Leuchter aus einer Synagoge lassen sich Zigarren anzünden.

Hochkonjunktur haben seit Jahren die Barockengel. „Es ist chic", mokierte sich der Schriftsteller Erich Pfeiffer-Belli, „Barockengel zu besitzen, mag die wonnig verquollene Anatomie dieser Himmlischen noch so verquer erscheinen. Man muß glauben, alle Dorfkirchen und Kapellen vom Bodensee bis nach Oberbayern, bis hinein nach Salzburg, Tirol und Kärnten seien bis auf den letzten und trübsinnigsten Engel, den häßlichsten Seraph, den plumpsten Gottesboten ausgeplündert worden . . . Er braucht beileibe nicht von Ignaz Günther oder Johann Baptist Straub zu sein, es genügt, daß er ein herziges G'schau hat, irgendwo rückwärts belustigende Rundungen, und — natürlich — Grübchen, Grübchen, wohin das Auge blickt."

In der Tat ist das „herzige G'schau" für die Preisbildung nicht unwesentlich. Von der Münchner Antiquitäten-Messe ließ sich die „Frankfurter Allgemeine" berichten: „Bildnisse entzückender junger Mädchen im Geschmack des Dixhuitième (des 18. Jahrhunderts) sind Trumpf. Das Bildnis eines Greises muß schon von Holbein sein, um sich zu verkaufen."

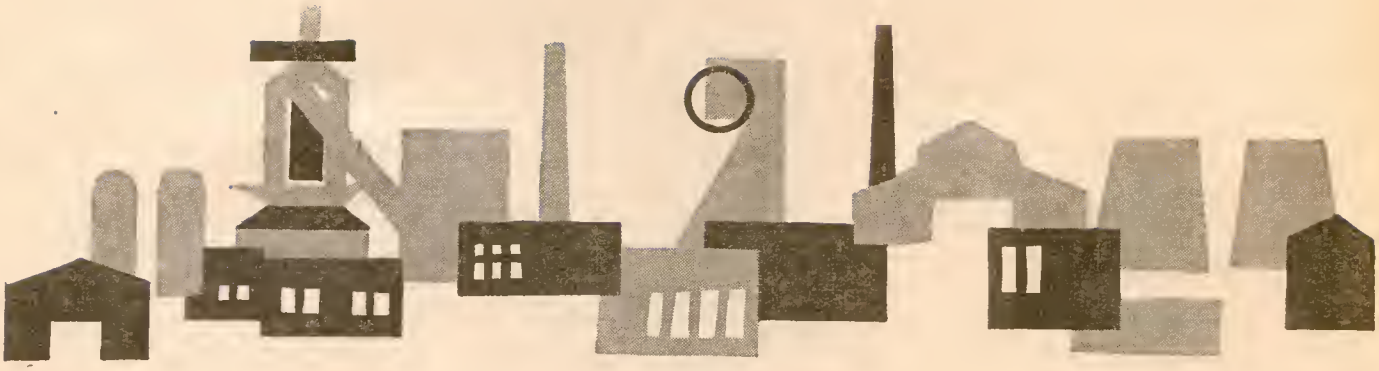
Es gibt regionale Unterschiede des Käufergeschmacks: Alte englische Möbel etwa, die in Norddeutschland begehrt werden, sind in Süddeutschland schwerer abzusetzen, umgekehrt ist die Invasion der Barockengel im Norden weniger spürbar. Zudem wird nicht alles gleich hoch bewertet, nur weil es alt ist. Das Barock erzielt heute viel höhere Kurse als etwa das Biedermeier.

„Wahrscheinlich einfach zu bürgerlich", so kommentiert der Antiquitätenhändler Johann Keller. „Das Biedermeier war halt eine arme Zeit, und die Möbel sind entsprechend wenig dekorativ ausgefallen." So kostet ein Barock-Raum heute das Vielfache eines Biedermeier-Zimmers gleicher Größe. Otto Bernheimers Maria-Theresia-Fauteuils — 90 000 Mark das halbe Dutzend — sind noch längst nicht das Teuerste, was auf dem Markt feilgeboten wird.

Der Verbandschef des deutschen Antiquitätenhandels, Otto Bernheimer, beobachtet die kostspieligen Neigungen des Publikums, die aufs angenehmste in seinen Konten zu Buch schlagen, mit kühlem Interesse. Wie er, so sind die meisten Kunst- und Antiquitätenhändler davon überzeugt, daß die Mode, sozusagen mit Goldschnitt zu wohnen, noch lange andauern werde. Dr. Gustl Böhler dagegen, Inhaber einer der größten Firmen der Branche, ist dessen nicht so sicher: „Ich glaube", sagt er, „die Leute werden die Schnörkel eines Tages über haben."

Versteigerung in Schloß Höhenried: Eine Kinderwiege für 2450 Mark

HOESCH WERKE AG | DORTMUND



UNSERE GESELLSCHAFTEN: Altenessener Bergwerks-AG Essen-Altenessen · Hoesch Bergwerks-AG Dortmund · Hoesch-Westfalenhütte AG Dortmund · Hoesch Walzwerke AG Hohenlimburg · Zweigniederlassung Werk Federstahl Kassel · Dörken AG Gevelsberg i. W. · Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund · Schmiedag AG Hagen i. W. · Zweigniederlassung Werk Ruegenberg Olpe i. W. · Schwinn AG Homburg/Saar · Trierer Walzwerk AG Wuppertal-Langerfeld und Trier · Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund · Hoesch Rohrwerke AG Hiltrup und Hagen i. W. · Becke-Prinz GmbH Dortmund und Hemer · Rheinischer Vulkan Chamotte und Dinaswerke mbH Oberdollendorf/Rhld. · Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund · Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen-Altenessen · Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund · Hoesch Export GmbH Dortmund · Hoesch Limited London · Hoesch Italiana SpA Mailand · American Hoesch Inc New York · Industriewerte AG Dortmund

ERZEUGUNGSPROGRAMM: Kohle, Koks und Nebenerzeugnisse · Hütten- und Walzwerkserzeugnisse jeder Art, warm gewalzt, kalt gewalzt und gezogen · Handelseisen · Qualitätsstähle · Automatenstahl in den bekannten Hoesch-Autax-Güten, schwarz und blank · Eisenbahnoberbaumaterial · Spundwandeisen · Gezogene Eisen- und Stahldrähte aller Ausführungen · Federn aller Art · Schmiedestücke und Preßteile aller Art für den Fahrzeugbau, für Baugeräte, für Bergbau und Maschinenbau · Eisenguß bis 3 Tonnen · Spezialguß · Sphäro-Guß ® · Mahlkörper · Drahtgeflechte und -gewebe · Agil-Schweißelektroden · Drahtseile · Kaltband jeder Qualität und Ausführung und in jeder Art von Oberflächenveredelung · Breitband in Ringen bis 1250 mm Breite · Grob- und Mittelbleche · Handelsfeinbleche · Qualitätsfeinbleche · Geschweißte Leitungsrohre für Gas, Wasser und Öl · Geschweißte Siederohre · Geschweißte Präzisionsstahlrohre · Elektrische Leitungsrohre · Stahlrohrsäulen · Hebezeuge · Kokereimaschinen · Weichen und Kreuzungen aller Art · Hochleistungs-Werkzeugmaschinen bis zur schwersten Bauart

Deutsche Kohle - heute und morgen Energieträger Nr. 1

Der deutsche Boden beherbergt über 70 Milliarden Tonnen förderfähige Steinkohle, eine unvorstellbare Menge, größter Schatz des Volkes. Damit besitzt die Bundesrepublik drei Viertel der Kohlenmengen des Montanunionsraums. Die Steinkohlenreviere an Rhein und Ruhr fördern die schwarzen Diamanten Westeuropas. Sie liegen im Herzen des westlichen Kontinents. Sie sind von jedem kontinentalen Verbraucher auf Schienen-, Straßen oder Binnenwasserwegen erreichbar.

70 % aller Energiearten

Der nationale Reichtum Kohle sichert der deutschen Volkswirtschaft einen hohen Anteil an der im Lande verbrauchten Energie. Die Steinkohle ist Hauptenergieträger. Sie war es in der Vergangenheit, und sie wird es für weitere viele Jahrzehnte sein. Ihr Anteil am Gesamtverbrauch von Energie aller Arten liegt bei rund 70%. Zusammen mit Braunkohle decken die festen Brennstoffe rund 88% des Bruttoenergieverbrauchs der Bundesrepublik.

Auf flüssige Brennstoffe, Erdgas und Strom aus Wasserkraft entfallen nur 12%.

Risikofreie Transportwege

Diese Größenordnungen werden gegenwärtig leicht übersehen. Daraus erwächst die Gefahr, daß die Kohle allzu leichtgläubig als unmodern abgetan und vernachlässigt wird. Statt dessen wäre es ein Gesetz der nüchternen Vernunft, den größten nationalen Reichtum mit besonderer Sorgfalt zu behandeln, ihm Wohlwollen zukommen zu lassen, wo immer es geht, um die Kohle wettbewerbsfähig zu erhalten, ihre Fördermengen zu steigern und den Anteil an der Deckung des Energiebedarfs zu halten. Denn die Kohle wird für den deutschen Verbraucher immer erreichbar bleiben. Sie wird wegen ihrer risikofreien Transportwege und ihrer Unberührbarkeit durch internationale Verwicklungen immer die billigste Massenenergiequelle sein.

An der Spitze der Schaffenden

Unsere Kohle wird nicht durch Sklaven gewonnen. Im Gegenteil. Der Mann, der Kohle aus dem Gestein bricht, hat seit jeher in der Geschichte des Bergbaus eine privilegierte Stellung. Sie wurde schon vor Jahrhunderten begründet. Auch heute steht der Bergmann an der Spitze der Schaffenden. Sein Lohn- und Sozialstand darf nicht gebrochen werden. Zwar gilt dieser Grundsatz als unbestritten, aber zur Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes sind nicht alle bereit.

Steigender Verbrauch

Die Sicherstellung des bergmännischen Lebensstandards kostet Geld. Die Erlöse des Bergbaus müssen ausreichen, den Bergmann anständig zu honorieren. Sie müssen weiterhin ausreichen, um die von der Wirtschaft geforderten Aufgaben in Angriff nehmen zu können. Die Verbrauchsanforderungen steigen von Jahr zu Jahr. Die Gaswerke, die Stromwerke, die Stahlindustrie, die Masse der Investitions- und Verbrauchsgüterindustrien, Landwirtschaft und Handwerk und nicht zuletzt die 22 Millionen Öfen und Herde in den Haushaltungen verlangen ihre Kohle. Und sie verlangen Jahr für Jahr mehr Kohle.

Billiger als Importkohle

In der jüngsten Vergangenheit konnten die Verbrauchswünsche nur durch steigende und überteuerte Importe gedeckt werden. So ist es auch heute. Auch heute ist der weitaus größte Teil der Importkohle teurer als die heimische Kohle.

So ist die Marktlage. In beinahe allen europäischen Ländern ist der deutsche Kohlepreis auch heute noch der niedrigste.

Erst seit der letzten Korrektur reicht er etwa aus, die gestellten Aufgaben annähernd zu erfüllen, den Bergmann gut zu bezahlen, den technischen Fortschritt zu steigern, neue Schächte abzuteufen und die Veredelung weiterzuführen, d. h. alles zu tun, um der deutschen Volkswirtschaft ihren heimischen Energieträger Nr. 1 gesund und leistungsfähig zu erhalten.

Gemeinsames Interesse

Darin liegt das gemeinsame Interesse von Bergbau und Verbraucherschaft. Hier liegt auch das Interesse jeder Regierung. Niemandem ist damit gedient, einen unrentablen Bergbau zu haben und an der Ruhr Hunderttausende von unzufriedenen Bergarbeitern zu wissen. Nur wenn die Kohle gesund ist, wird der steigende Energiebedarf der deutschen Wirtschaft sicher und billig gedeckt werden können.

Nutzung des nationalen Reichtums, sparsame Verwendung, verständnisvolle Kohlepolitik statt Wirtschaftskrieg sind heute und morgen notwendig, um der Wirtschaft die Kohle zu erhalten, ihren billigsten und sichersten Energieträger.

FERNSEHEN

INTERVIEW

Bis die Seele heraushängt

An jedem Sonnabend kurz nach 22 Uhr schalten Millionen Amerikaner ihren Fernsehempfänger auf die Frequenzen der Sendergruppe ABC, um sich von einem absonderlichen Spiel fesseln zu lassen, das mehr einem Polizeiverhör dritten Grades ähnelt als einem spätabendlichen Unterhaltungsprogramm. Die nüchterne Szenerie ist an jedem Wochenende gleich: In einem abgedunkelten ABC-Studio in New York sitzt links vor der Fernsehkamera in der Pose eines Inquisitors der Verhörende, rechts sein Opfer.

Die Objektive der Kameras sind meist auf das Opfer gerichtet. Starke Punktscheinwerfer leuchten sein Antlitz so aus, daß die Regungen seiner Gesichtsmuskeln, jede Zuckung und jedes Mienenspiel nahezu überdeutlich auf dem Bildschirm erscheinen. Das fast brutale Hartholzgesicht des Inquisitors dagegen ist nur gelegentlich in Großaufnahme zu sehen, etwa wenn er eine heimtückische Fangfrage stellt oder sein Opfer der Lüge zeiht.

Frager wie Befragter sitzen auf kargen Stühlen, an kleinen schwarzen Tischen, die im Dunkel des Studioraumes beinahe unsichtbar sind — vor sich nichts weiter als ein paar Papierbogen, ein Glas Wasser und vielleicht eine Schachtel Zigaretten. Gewöhnlich dauert das Verhör, das unter dem Titel „Night Beat" (etwa: Die Nacht-Runde) gesendet wird, dreißig Minuten — Zeit genug für den Interviewer Mike Wallace, 39, seine Opfer vor den Augen eines Millionen-Publikums bis in den letzten Winkel ihres Denkens zu durchröntgen. Dank seiner besonderen Fragemethodik gelingt es Wallace in den meisten Fällen tatsächlich, seine Gesprächspartner zu einer selbstmörderischen Offenheit zu verleiten, die das Interview zu einer psychoanalytischen Sitzung macht.

Die Gäste der Wallace-Show werden mit ausgeprägtem Sinn für Aktualität und Publikumsinteresse unter den Prominenten oder Pseudo-Prominenten des Landes ausgewählt. Im letzten halben Jahr, seit dem Tage, an dem „Night Beat" von der drittgrößten amerikanischen Fernsehgesellschaft ABC im Auftrage der Zigarettenfirma „Philip Morris" in das allamerikanische Programm „Von Küste zu Küste" übernommen wurde, verhörte Wallace unter anderem:

- den englischen Journalisten Malcolm Muggeridge, der durch seine Attacken gegen die Konvention am britischen Hof bekannt wurde („Braucht England wirklich eine Königin?");
- die Hollywood-Klatschtante Elsa Maxwell (Thema: „Die internationale Sippschaft der Müßiggänger");
- den Architekten Frank Lloyd Wright;
- den Ex-Gangster Mickey Cohen („Ich habe niemanden umgebracht, der es nicht verdient hat");
- den Präsidenten der internationalen Transport-Arbeiter-Gewerkschaft, Michael Quill („Glauben Sie an Gott?");
- einen Damenhut-Gestalter namens John („Warum gibt es so viele Homosexuelle in der Mode-Industrie?");
- den Detektiv Fred Otash, der als Rechercheur für das Skandalmagazin „Confidential" arbeitete;
- den Gouverneur des Rassenstreit-Staates Arkansas, Orval Faubus, und
- den Ku-Klux-Klan-Chef Wizward Eldon I. Edwards.

Obwohl Wallace also häufig Partnern gegenübersitzt, die gelernt haben, den Fragetechniken amerikanischer Reporter zu widerstehen, gelingt es ihm immer wieder, das „Mike-Wallace-Interview" über die Grenzen des üblichen Presse-Interviews hinauszutreiben. Wallace verbannt sämtliche Platitüden, etwa belanglose Fragen nach Beschäftigung oder Passionen des Interviewten, aus seiner Sendung. Er verzichtet im Gegensatz zu den Rundfunk- und Fernseh-Gepflogenheiten prinzipiell auf eine vorherige Absprache des Dialoges, so daß seine Interviews in keinem Stadium den konventionellen Frage-und-Antwort-Spielen gleichen, die das Fernsehen normalerweise bietet.

Sogar die Fernseh-Kritiker amerikanischer Zeitungen lobten die publikumswirksame Sendung. „Mike Wallace's Show ist die einzige erwachsene Einrichtung des amerikanischen Fernsehens", urteilte ein Kritiker in der Familien-Illustrierten „Saturday Evening Post", und die Zeitung „St. Paul Dispatch" schrieb: „Seine Sendung fängt bereits an mit der (populärsten Quizsendung) ‚64 000-Dollar-Frage' zu konkurrieren."

Die Rezensenten nehmen lediglich Anstoß daran, daß der Fernseh-Inquisitor die Opfer seiner nächtlichen Verhöre gelegentlich durch erbarmungslose Fragen bis an die Grenzen der Selbstzerfleischung und zum seelischen Exhibitionismus treibt.

Wallace, der sich als Öffentlicher Ankläger des Fernsehens bezeichnet, gibt freimütig zu, daß es seine Absicht ist, die Ansichten seines prominenten Gastes auch über solche Themen zu ergründen, die der öffentlich Befragte nur ungern diskutieren will. Er zwingt das Opfer, dessen geistige Widerstandskraft durch den enervierenden Studiobetrieb, die starrenden Kamera-Augen und die gleißenden Scheinwerfer ohnehin geschwächt ist, durch geschickte Provokationen zur bedingungslosen Preisgabe seiner Ansichten.

Gründliche Vorarbeiten tragen wesentlich zum Gelingen dieses Vorhabens bei: Ein Stab von Rechercheuren beginnt bereits Wochen vor einem Interview, systematisch alles gedruckte Material über die eingeladene Persönlichkeit zu sammeln. Besonderen Wert legt der Fernseh-Inquisitor auf Original-Zitate, die eindeutige Ansichten des zukünftigen Diskussionspartners über ein bestimmtes Thema spiegeln. Wallace: „Ich bringe meinen Gast zunächst einmal dazu, zu sagen: ‚Ich denke so und so über eine Angelegenheit', dann zitiere ich etwas, was mein Gast früher einmal gesagt hat und aus dem genau das Gegenteil hervorgeht. ... Ich spiele advoeatus diaboli bei jedem Interview ... Ich nehme stets einen oppositionellen Standpunkt ein, ... denn ich möchte meinen Gast dazu bringen, daß er sich selbst vor der Öffentlichkeit rechtfertigt."

Interviewer **Wallace**, Ex-Gangster **Cohen**: Das Messer wird umgedreht

Wie schwer Mike Wallace seinen Opfern diese Rechtfertigung zu machen weiß, zeigt ein Beispiel, das Pete Martin, ein Mitarbeiter der „Saturday Evening Post", in einer Analyse der Wallace-Sendung schildert. Der Journalist Martin hatte sich bei Wallace angesagt, um einer „Night-Beat"-Sendung beizuwohnen, über die er berichten wollte. Als das für diese Nacht eingeladene Opfer (der Clown Felix Adler) wegen Erkrankung kurzfristig absagte, bat Wallace den in Amerika bekannten Journalisten, als Ersatzmann einzuspringen.

Am Nachmittag des Sendetages mußte Martin im Studio die bei Wallace übliche Vorbefragung durch einen Mitarbeiter über sich ergehen lassen. Der Rechercheur des Wallace-Teams fragte ihn unter anderem, ob es ein Thema gebe, über das Martin nur ungern öffentlich sprechen würde. Er versicherte dem Journalisten: „Weil Sie es sind, werden wir dieses Thema während der Sendung nicht anschneiden!"

Als Martin dann am Abend auf dem heißen Stuhl saß, suchte Wallace ihn zu-

A
scotch
of great
worth

Alleinimport: EPIKUR G.m.b.H.
Koblenz an Rhein und Mosel

nächst in einem aggressiven Vorgeplänkel herauszufordern. Er nannte ihn einen „literarischen Henkersknecht" und fragte ihn mit den bei gerichtlichen Zeugenvernehmungen üblichen Ausdrücken, ob er bei seinen Berichten über Marilyn Monroe, Bing Crosby, Arthur Godfrey und andere Film- und Fernsehstars stets nur „die Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit" schildere — woraufhin der Biographien-Autor Pete Martin sich in weitschweifende Ausführungen über die Wirkung subjektiver Eindrücke erging.

Dann landete Wallace seinen Tiefschlag: Er feuerte eine Salve von Fragen aus dem Themenkreis ab, der nach den Vereinbarungen des Nachmittags nicht berührt werden sollte. Schrieb Pete Martin: „Es ist so, als ob Wallace die Fragen wie Messer in sein Opfer hineinstößt, die er dann auch noch in der Wunde umdreht."

Bei diesen rhetorischen Operationsmethoden ist es nicht verwunderlich, daß Wallace dem Publikum fast immer die Rolle des Überlegenen vorspielen kann. Dennoch ist es schon vorgekommen, daß eines der Opfer genügend Besonnenheit, Intellekt oder auch Humor besaß, um den Verhör-Spezialisten auf offener Szene auszupunkten.

Der britische Journalist Muggeridge beispielsweise — den Wallace mit der Behauptung provozieren wollte, „die Beleidigung der britischen Königin" (durch Muggeridge) sei „ein bewußter Versuch, eine Sensation hervorzurufen" — störte das Konzept des routinierten Fernseh-Inquisitors mit trockenen Bemerkungen wie „Aber nicht doch!", oder „Ach, was Sie nicht sagen!"

Sex und Sputniks

Weniger schlagfertige Gäste, deren Innenleben Wallace zerpflückt hat, bis ihnen „die Seele heraushängt" (Martin), bekommen in der Regel kurz vor Schluß der Sendung die versöhnlich stimmende Gelegenheit, gescheite Antworten zu geben: Wallace feuert im letzten Stadium des Interviews Fragen zu aktuellen Themen ab, die der Befragte jeweils mit einem Satz beantworten soll. Die bevorzugten Themen: amerikanischer Sex, russische Sputniks, Zensur, Psychoanalyse, Gewerkschaftspolitik oder Antisemitismus. Wallace gibt hierbei den Opfern eine letzte Chance, das Bild ihres Charakters zu retuschieren, das sie vor den Zuschauern am Fernsehschirm entfaltet haben.

Die katholische Wochenschrift „The Commonweal" versuchte das Publikums-Interesse an den absonderlichen Enthüllungs-Szenen, die Mike Wallace den amerikanischen Fernseh-Teilnehmern bietet, mit den „gleichen menschlichen Passionen" zu erklären, „die Stierkampf und Preisboxen unterstützen". „Denn das Publikum findet ein schmutziges Vergnügen darin, zu beobachten, wie ein menschliches Wesen — besonders ein prominentes — öffentlich mit seinen eigenen Widersprüchen, Kurzschlüssen, Dummheiten und Unredlichkeiten konfrontiert wird."

Auf die Frage, wie es dem Fernseh-Inquisitor gelingt, stets neue Opfer für die qualvolle nächtliche Verhör-Tortur zu gewinnen, gibt es dagegen bisher noch keine einleuchtende Antwort. Mike Wallace selbst meint: „Sie kommen entweder, weil sie Exhibitionisten sind, oder weil sie eine geistige Herausforderung schätzen, oder aber, weil sie etwas sagen wollen und sonst keine Möglichkeit haben, es vor der Öffentlichkeit zu sagen."

Bisher hat nur eine „prominente Persönlichkeit" die Einladung zum Mike-Wallace-Interview abgelehnt: die kaffeebraune Sängerin Eartha Kitt.

BÜCHER

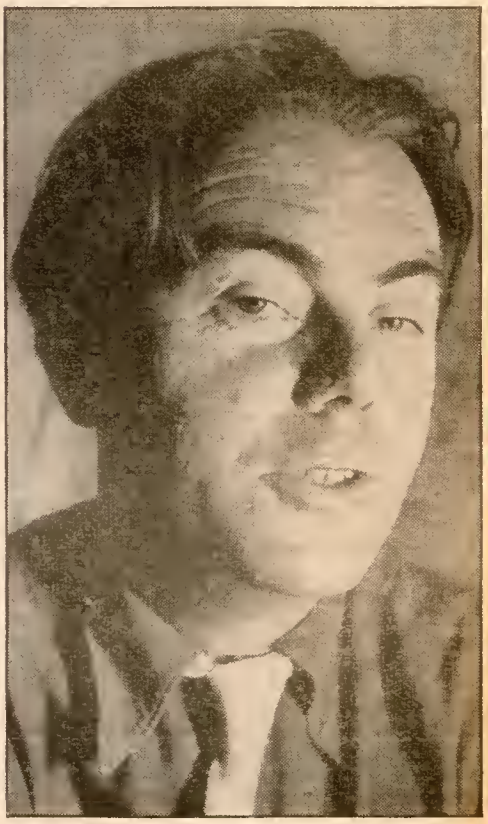
FRISCH

Der Ingenieur

Jeden, der an der amerikanischen Nation etwas auszusetzen hat, hält der fünfzigjährige Schweizer Ingenieur Walter Faber für einen heimlichen Kommunisten oder böswilligen Urfeind demokratischer Menschenrechte.

Kurze Zeit darauf aber ist es Faber selbst, der über die Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten der Amerikaner die bittersten Sätze notiert: „Sie leben, weil es Penicillin gibt, das ist alles . . . "

„Wie sie herumstehen", schimpft er, „ihre linke Hand in der Hosentasche, ihre Schulter an die Wand gelehnt, ihr Glas in der anderen Hand, ungezwungen, die



Autor Frisch
„Pingpong meinerseits"

Schutzherren der Menschheit, ihr Schulterklopfen, ihr Optimismus, bis sie besoffen sind, dann Heulkrampf, Ausverkauf der weißen Rasse . . ."

Ingenieur Faber ist Titelfigur eines neuen Buches, „Homo faber" *, das der Schweizer Architekt, Dramatiker und Romancier Max Frisch in diesem Herbst veröffentlicht hat. Die herben Anmerkungen, die Frischs Titelheld Faber über die Amerikaner macht, mögen vielleicht der Ansicht des Schweizer Autors über die Vereinigten Staaten entsprechen — seinen Helden Faber läßt Frisch diese Äußerungen höflich als „Zorn auf mich selbst" bezeichnen, insofern nämlich, als der Ingenieur Faber den „american way of life", die amerikanische Lebensart, bis dahin als die natürlichste Sache der Welt empfunden und goutiert hatte.

* Max Frisch: „Homo faber"; Suhrkamp Verlag, Frankfurt; 292 Seiten; 14,— Mark.

Fabers Sinneswandel in bezug auf die Amerikaner signalisiert nämlich nur eine andere Wandlung, die Fabers Selbstbewußtsein betrifft. Gegen Schluß des Buches stimmt er bedingungslos einem Bekannten zu, der die Nordamerikaner noch grimmiger charakterisiert: „Ihre falsche Gesundheit, ihre falsche Jugendlichkeit, ihre Weiber, die nicht zugeben können, daß sie älter werden, ihre Kosmetik noch an der Leiche, überhaupt ihr pornographisches Verhältnis zum Tod, ihr Präsident, der auf jeder Titelseite lachen muß wie ein rosiges Baby, sonst wählen sie ihn nicht wieder ..."

Die Amerikaner, die mit solchen Kaskaden unfreundlicher Charakteristiken überschüttet werden, spielen dabei in Frischs Buch eine nur symbolische Rolle, wie auch der Titelheld, Faber, mehr die Personifizierung eines Menschentyps sein soll. Ein „Homo faber" ist, aus dem Lateinischen sinngemäß ins Deutsche übersetzt, der werkende, tätige Mensch — der Mensch, der als Techniker die Welt in seine Gewalt bekommen möchte. In dieser Beziehung gelten die Vereinigten Staaten dem Autor Frisch als das Land, in dem die Herrschaft des „Homo faber" am weitesten fortgeschritten ist.

In Frischs neuem Buch gibt nun ein solcher „Homo faber" einen „Bericht" seines Lebens. Der Ingenieur Walter Faber arbeitet für die Unesco an Projekten, mit deren Hilfe „unterentwickelte Gebiete" gefördert werden sollen: „Ich glaube nicht an Fügung und Schicksal", bekennt er, „als Techniker bin ich gewohnt, mit den Formeln der Wahrscheinlichkeit zu rechnen."

Faber ist der Typ des selbstbewußten Technikers, der glaubt, die Natur unterworfen zu haben, und der auch sich selbst nicht mehr als einen Bestandteil der Natur anzusehen wünscht. „Gefühle sind Ermüdungserscheinungen, nichts weiter, jedenfalls bei mir. Man macht schlapp", konstatiert er, und haßt es, schlecht rasiert zu sein: „Ich habe dann das Gefühl, ich werde etwas wie eine Pflanze ... "

Für dieses Selbstbewußtsein, sich über seine eigene Natur zu erheben, Wahrscheinlichkeiten zu berechnen und zu meistern, läßt der 46jährige Autor Frisch seinen „Homo faber" schwer büßen. Er setzt ihn einer Kette von gröbsten Unwahrscheinlichkeiten — sogenannten „Zufällen" — aus, die mit einer Notlandung in Mexiko beginnen, und bringt ihn am Ende in eine tragische Situation, die Frisch einer der grausamsten Episoden der antiken Mythologie entlehnt hat — dem Thyestes-Stoff*: Faber macht ahnungslos seine uneheliche Tochter zu seiner Geliebten.

Am Ende trifft den Ingenieur Faber noch eine gewisse Mitschuld am Tode seiner natürlichen Tochter: Er unterrichtet die Ärzte nicht präzise genug über die Natur eines Unfalls, den seine Tochter erlitt. So wird sie zwar wirksam gegen den Biß einer Viper behandelt, stirbt aber an den Folgen eines Schädelbasisbruchs, den sie sich beim Sturz zugezogen hatte.

Daß sich der Ingenieur Faber zugrunde richten muß, ergibt sich für den Autor Frisch mit zwingender Notwendigkeit, weil — wie Frisch in seinem „Tagebuch" notiert — „wir unser Tempo überschritten haben". „Auch der Düsenjäger", so spekuliert Frisch, „wird unser Herz nicht einholen. Es gibt, so scheint es, einen menschlichen Maßstab, den wir nicht verändern, sondern nur verlieren können. Daß er verloren ist, steht außer Frage; es fragt sich

* Thyestes ist ein Bruder des Atreus, des Stammvaters der vom Götterfluch heimgesuchten Atriden-Familie. Thyestes zeugt mit seiner Tochter Pelopeia den Sohn Aegisth, den späteren Stiefvater der Iphigenie, der Elektra und des Muttermörders Orest

Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit sind bei der HB in geradezu idealer Weise vereint. Darum ist die Zahl der begeisterten HB-Raucher so groß und darum gewinnt die HB täglich neue Freunde!

nur, ob wir ihn noch einmal gewinnen können und wie?"

Mit „Homo faber" legt Max Frisch, nach den Romanen „Die Schwierigen" und „Stiller" seinen dritten Prosabeitrag zur Klärung der Frage vor, ob und wie jener „menschliche Maßstab" zurückgewonnen werden könnte.

Jürg Reinhart, Hauptfigur in dem Roman „Die Schwierigen oder J'adore ce qui me brûle" („Ich bewundere, was mich versengt"), hat sich in sein privates Schicksal so hoffnungslos verstrickt, daß er schließlich keinen anderen Ausweg als den Selbstmord findet. Er hält sich für ein Opfer seines eigenen Größenwahns und sieht es als seine „sittliche Verpflichtung" an, sein Leben auszulöschen. Anatol Ludwig Stiller, Titelheld des Bestseller-Romans „Stiller", muß nach einiger schmerzhafter Selbsterkenntnis bemerken, daß er gescheitert ist — er hat auf kommunistischer Seite als Soldat im Spanien-Krieg wie daheim als Ehemann versagt —, und versucht, mit gefälschten Papieren ein neues Leben anzufangen: ohne Erfolg. Auch der Ingenieur Faber scheitert, nachdem unglaubwürdige, unwahrscheinliche Zufälle sein Selbstbewußtsein als Techniker und „Homo faber" zertrümmert haben.

Obwohl keines dieser drei Prosawerke präzise Einzelheiten aus der Biographie des Autors wiedergibt, enthalten alle Bücher Hinweise auf die Probleme, mit denen sich Frisch herumgeplagt hat. Ebenso wie Jürg Reinhart begann Frisch sein Leben mit einem romantisch-unbekümmerten Künstlertum und viel Selbstbewußtsein. Bereits als Sechzehnjähriger schickte er dem Berliner Theater-Intendanten Max Reinhardt ein erstes Theaterstück, bekam das Manuskript aber zurück.

Danach ging er zur Zeitung. „Als Journalist beschrieb ich, was man mir zuwies: Umzüge, Vorträge über Buddha, Feuerwerke, Kabaretts siebenten Ranges, Feuersbrünste, Wettschwimmen, Frühling im Zoo; nur Kremationen habe ich abgelehnt. All das war auch keine unnütze Schule."

Doch: „Mit fünfundzwanzig Jahren muß ich nochmals auf die Schulbank zurück. Eine Freundin, als wir heiraten wollten, war der Meinung, daß ich vorerst etwas werden müßte."

Ebenso wie sein Romanheld Stiller versuchte Frisch, sein Leben gewissermaßen von vorn anzufangen. Er wechselte zum Beruf des Architekten über und verbrannte zuvor seine literarischen Erzeugnisse. Mit seinem jüngsten Helden, dem Ingenieur Faber, hat Frisch, der noch heute als Architekt arbeitet, gewisse Berufsneigungen gemeinsam: den Hang, die Natur durch technische Konstruktion einzuengen und zu bewältigen.

Allerdings hat sich Autor Frisch von seinem „Homo faber" drastischer distanziert als von dessen Vorgängern. Im Gegensatz zu diesen „Romanen" nannte Frisch das Buch „Homo faber" ausdrücklich einen „Bericht", den der Ingenieur Faber erstattet.

Frisch trieb das Verschleierungsspiel so weit, daß er dem Ingenieur oft eine trokkene Techniker-Sprache, zuweilen sogar schlechtes Deutsch in die Feder diktierte. So beschreibt Faber eine Mondfinsternis mit den Worten: „Dabei war es, als bloßer Anblick, eher beklemmend, eine immerhin ungeheure Masse, die da im Raum schwebt, beziehungsweise saust . . .", oder er notiert: „Unser Pingpong ging besser als meinerseits erwartet."

Die letzten beiden Wörter, die Faber aufschreibt, heißen: „Sie kommen." Sie, das sind die Ärzte, die seine Bauchhöhle öffnen werden. Der Leser bleibt keinen Augenblick im Zweifel, daß Faber die Operation eines Magenkrebses nicht überstehen wird, der er sich unterziehen muß.

STÄDTEBAU

ROM

Schon Cicero spekulierte

Mit inquisitorischem Pathos verwies vor wenigen Tagen die italienische Wochenillustrierte „Espresso" den Senat der Stadt Rom, wie die Stadtverwaltung auch heute noch heißt, auf die Anklagebank. „Rom, die Stadt der Parks und Brunnen", wütete das linksliberale Blatt, „ist im Begriff eine Zementwüste zu werden." Der Senat habe vor den modernen Vandalen kapituliert, den Bodenspekulanten, die einen neuen Barbarensturm auf die natürlichen Juwele Roms vorbereiteten: die berühmten Parks der Ewigen Stadt, die jedem Rom-Touristen und Baedeker-Besitzer vertraut sind.

Römischer Park „Villa Chigi": 14 Millionen Mark für den Prinzen

In der italienischen Hauptstadt ist die Bau- und Grundstücksspekulation eines der ältesten, zugleich aber auch skandalumwitterten Gewerbe. Bereits der letzte Verteidiger der altrömischen Republik, Marcus Tullius Cicero, hatte sich durch Spekulationen ebenso bereichert wie der Ex-Kriegsminister des 1870 untergegangenen Kirchenstaates, der belgische Monsignore de Merode, in der Zeit vor der Jahrhundertwende.

In dieser zwielichtigen Branche, deren Jobber innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts Vermögen bis zu 200 und 300 Millionen Mark ansammelten, hat sich nun ein bemerkenswerter Konjunkturumschwung angebahnt. Während die Spekulanten sich bis vor kurzem um Grundstücke an der römischen Peripherie bemühten, auf denen moderne Mittelstandsquartiere aus Stahlbeton errichtet wurden, interessieren sie sich jetzt hauptsächlich für Grundstücke im Innern der Stadt.

Dort sollen Luxusbauten für die Reichen und Neureichen Roms entstehen. Denn wegen der überhöhten Mieten sind für die Mittelstandswohnungen kaum noch Mieter aufzutreiben; die Nachfrage nach Luxuswohnungen in der Innenstadt ist dagegen unvermindert stark. Im Gegensatz zu zahlungskräftigen Wohnungsinteressenten in Deutschland, die sich gern in Villen auf dem Lande oder in den Zweifamilienhäusern vornehmer Vororte einmieten, legen die wohlhabenden Römer Wert darauf, ein Eigentums-Appartement in einem der luxuriösen Palazzi, der Wohnblöcke der Innenstadt, zu besitzen. Die Bungalows und Villen, die sie sich am Meer oder in den Albaner Bergen einzurichten pflegen, dienen hauptsächlich für Aufenthalte während der Weekends und der heißen Sommermonate.

Die Bodenspekulanten richteten deswegen in den letzten Jahren ihre Aufmerksamkeit immer stärker auf zentral gelegene Grundstücke in vornehmer Umgebung. Wie eine turbulente Stadtratsitzung bewies, scheint es ihnen gelungen zu sein, geeignete Objekte aufzuspüren: Beispielsweise hatte der 21jährige Prinz Mario Chigi beantragt, die Villa Chigi, eine der schönsten Besitzungen in Rom, parzellieren zu dürfen.

Die berühmten römischen Villen sind nicht Bauten im deutschen Sinne der Bezeichnung, sondern feudale Parks mit Palmen, Pinien, Zypressen und schloßartigen Wohnpalästen. Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Rom knapp 170 000 Einwohner (darunter 10 000 Priester, Mönche und Nonnen) zählte, bedeckten diese Villen den größten Teil der Stadtfläche innerhalb des antiken Aurelianischen Mauerrings. Die Parks, die den großen Adelsfamilien gehörten, schmolzen allerdings schon bald nach der Proklamierung Roms zur Hauptstadt Italiens zusammen. Auf dem einstigen Park des Fürsten Buoncompagni-Ludovisi zum Beispiel zieht sich heute der römische Kurfürstendamm entlang, die Via Veneto.

Die Stadtväter sahen sich bald gezwungen, die Reste der alten Villen unter Denk-

„So halte ich es für besser,

eine Benennung auszuwählen, die zu keinen unrichtigen Begriffen Anlaß geben kann . . . Diesem zufolge will ich den Namen aus der Mythologie entlehnen und benenne also dieses neue Metallgeschlecht ‚Titanium'."

Martin Heinrich Klaproth, Professor der Chemie und privilegierter Apotheker, in einem Bericht über das von ihm entdeckte Element, Berlin, 1795.

BAYER

Titandioxyd, aus schwarzgrauem Ilmenit-Erz in kompliziertem Produktionsgang gewonnen, wurde erst vor etwa 40 Jahren als ein Pigmentfarbstoff erkannt, der durch seine Deckkraft und sein Färbevermögen an erster Stelle unter den Weißpigmenten steht.
In Innen- und Außenanstrich, im Offset-, Stein- und Blechdruck, in der Textil- und Leder-Industrie, bei der Kunststoff- und Kautschukverarbeitung, der Glas- und Porzellanherstellung, auf vielen anderen Gebieten schätzt man heute seine vorzüglichen Eigenschaften. Eine neu errichtete Titandioxyd-Fabrik in unserem Werk Uerdingen hat in ihrer ersten Ausbaustufe soeben mit der Produktion begonnen und wird helfen, den wachsenden Bedarf an diesem hochqualifizierten Weiß-Pigment zu decken. Die nach modernsten Gesichtspunkten erbaute Fabrikationsanlage ist vorgesehen für eine Gesamterzeugung von 50.000 Jahrestonnen Titandioxyd.
Schwarzes zu Weißem, Unscheinbares zu Wertvollem zu wandeln, das ist die Kunst der Forscher, die in unseren Laboratorien Versuch an Versuch reihen und mit den Ergebnissen ihrer Arbeit zum Wohlstand für Jedermann beitragen.

Im Vertrauen der Welt

Farben | **Chemikalien** | **Arzneimittel** | **Bayer-Fasern**
Pflanzenschutzmittel | **Agfa Photo-Erzeugnisse**

FARBENFABRIKEN BAYER AKTIENGESELLSCHAFT LEVERKUSEN

Ruhrgas-Ingenieure planten und bauten
über 3000 km Pipelines.

Nutzen Sie das Können und die Erfahrung
des Ruhrgas-Ingenieur-Teams
bei großen Rohrleitungsprojekten.

Fordern Sie unsere
technische und wirtschaftliche Beratung.

RUHRGAS AKTIENGESELLSCHAFT ESSEN

mal- und Naturschutz zu stellen, da sie nur mit einer solchen radikalen Maßnahme das Aussterben der Grünflächen verhindern konnten. Der teilweise von Geldschwierigkeiten geplagte römische Adel, der in diesen Prachtvillen residierte, wurde mit der Schutzgesetzgebung um die Chance gebracht, durch Grundstücksverkauf zu neuem Reichtum zu gelangen.

Zum Ärger aller Bewunderer des römischen Panoramas zeigte aber Roms Stadtverwaltung in den letzten Jahren oft mehr Verständnis für die finanziellen Interessen der Patrizier als für die Schönheit der Ewigen Stadt. Die gräfliche Familie Leopardi erhielt im vergangenen Jahr die Genehmigung, das Gelände der gräflichen Villa mit hypermodernen Zementpalästen zu bebauen. Der Verdacht, daß es bei der Erteilung der Ausnahmegenehmigung nicht mit rechten Dingen zugegangen war, verstärkte sich, als Anfang Dezember dieses Jahres auch Prinz Mario Chigi die Erlaubnis bekam, den ererbten Park mit Beton-Palästen zu bepflanzen. Prinz Chigi strich für das sieben Hektar große Areal, das besonders günstig gelegen ist, zwei Milliarden Lire (rund 14 Millionen Mark) ein.

Seit diesen Anfangserfolgen ist ein wahres Wettrennen unter den Adelsgeschlechtern ausgebrochen, die Grundstücke der Prachtvillen zu zerstückeln. Der Drang, mit dem ererbten Besitz zu spekulieren, wird um so unwiderstehlicher, je mehr die Preise für Grundstücke im Stadtzentrum steigen. Neben anderen römischen Patriziern hat deswegen auch die fürstliche Familie Torlonia einen Bebauungsantrag für die berühmte Villa Torlonia gestellt, in der Mussolini bis zu seinem Sturz im Juli 1943 residierte. Geschätzter Gewinn: fünfzig Millionen Mark. Die Töchter des italienischen Königs Viktor Emanuel III. wiederum möchten die Villa Savoia bebauen, die mit über einem Quadratkilometer etwa genauso groß ist wie Roms berühmtester öffentlicher Park, Villa Borghese, den der Fürst Borghese der Bürgerschaft vor mehr als einem halben Jahrhundert praktisch geschenkt hat.

Das schlechte Beispiel verdarb sogar die guten Sitten der in Rom residierenden Engländer. Der Botschafter Ihrer Britischen Majestät beim Quirinal stellte den Antrag, in dem ausgedehnten Park der früheren englischen Botschaft, deren Palast während des Palästina-Konfliktes von Bombenwerfern der Geheimorganisation Irgun Zvai Leumi in die Luft gesprengt wurde, ein Bürogebäude und ein Hotel errichten zu dürfen.

Roms „Villa Torlonia": Die Parks werden zugepflastert

Roms oppositionelle Linksparteien, allen voran die Kommunisten, ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, das stets dankbare Thema der Bodenspekulation propagandistisch auszuschlachten. Als Verteidiger des Abendlandes stellte sich auch der Sozialist Domenico Grisolia dem Barbarensturm der „Kapitalisten" entgegen. „Was wird nun mit den anderen Villen?", fragte Grisolia pathetisch. „Werden den anderen Villenbesitzern die gleichen Vergünstigungen gewährt wie dem Prinzen Chigi? Oder wird man sagen, er darf und ihr dürft nicht, weil ihr die Krätze habt?"

Auf den Vorwurf der Linken, im Kapitol regiere die Korruption, antworteten die Bürgerlichen mit Hinweisen auf das freie Verfügungsrecht über Privateigentum. Fragte einer der christdemokratischen Abgeordneten: „Hat der Prinz Chigi seinen Park etwa gestohlen?" Als Protektor der privaten Initiative brachte der Liberale Lupinaci die Ansicht des Stadtrates zum Ausdruck: „Ehe ich Grünanlagen verteidige, verteidige ich bis zum letzten das Recht des Eigentums."

Solchen Bekenntnissen steht freilich die besorgniserregende Tatsache gegenüber, daß Rom bereits heute im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl die an Grünflächen ärmste europäische Großstadt geworden ist. Während es in London 40, in Stockholm 30, in Köln 20 und in München 16 Quadratmeter Parkfläche je Kopf der Bevölkerung gibt, hat das einst parkreiche Rom nur noch zwei Quadratmeter je Kopf. Grämte sich Roms Wochenillustrierte „Espresso" in der vergangenen Woche: „Rom, das einst sprichwörtlich reich an Parks war, ist im Begriff, die scheußlichste und ödeste Stadt Italiens zu werden."

Verdauungs-Beschwerden?

Nehmen Sie

Alka-Seltzer

und Sie fühlen sich

BESSER

und

BESSER

und

BESSER

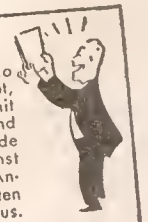
denn Alka-Seltzer reduziert die überschüssige Magensäure, hilft Ihrem Magen, beseitigt das unangenehme Völlegefühl

Packungen zu DM –,90, 2,10 und 4,20 in Apotheken

Auch in Österreich erhältlich

Nein so was!

Schickt PHOTO-PORST do jedem, der ein Körtchen schreibt, den kostenlosen Photohelfer mit 270 Seiten! Er ist Lehrbuch und Kotolog zugleich. Und dozu: Jede Komero 5 Tage zur Ansicht. Höchst unverbindlich. - Alles mit 1/5 Anzahlung. Rest in 10 Monatsraten von der Welt größtem Photohaus.



DER PHOTO-PORST Nürnberg

FORSCHUNG

ATOM-EXPLOSION

Die Kochkiste

Ein Sonderkommando der amerikanischen Atomenergiekommission (AEC) bereitete im letzten Herbst auf dem Testgelände des US-Bundesstaates Nevada den bisher ungewöhnlichsten Atombombenversuch vor. Bautrupps trieben einen Stollen 510 Meter weit in einen namenlosen Tafelberg und lagerten am Ende des Ganges — 270 Meter unter dem Bergplateau — eine Atombombe ein.

Zum ersten Male sollte ein atomarer Sprengkörper nicht über oder auf dem Erdboden detonieren und seine Sprengkraft zum größten Teil in die Luft verpuffen. Die Forscher des Projektes „Rainier" — wie das Unternehmen offiziell genannt wurde — wollten ihre Atombombe im Innern des Berges zünden, um auf diese Weise ein Erdbeben auszulösen, das der Wissenschaft neue Erkenntnisse über die Struktur des Erdkörpers vermitteln sollte.

Die Hoffnungen, die Wissenschaftler von 600 Erdbebenwarten in diesen größten geophysikalischen Versuch gesetzt hatten, wurden jedoch enttäuscht. Statt dessen erbrachte die Auswertung des Experiments eine sensationelle Erkenntnis, die alle Abrüstungssachverständigen der Großmächte zwingt, die bisherigen Vorschläge über eine Einstellung der Atombombenversuche zu überprüfen. Der Test von Nevada erwies nämlich, daß Atomversuchsexplosionen entgegen den Thesen der Wissenschaftler geheimgehalten werden können.

Die Befürworter eines bedingungslosen Verzichts auf Atomwaffentests waren stets von der Auffassung ausgegangen, daß H- oder A-Bomben-Detonationen praktisch nicht verborgen bleiben würden. Bei allen Atomversuchsexplosionen der Sowjets wie auch der Amerikaner sind beträchtliche Mengen radioaktiver Substanzen in die irdische Lufthülle geschleudert und von den Winden rund um den Erdball getragen worden. So hatten beispielsweise die Amerikaner mit Hilfe von Luftproben im Sommer 1949 herausgefunden, daß im Territorium der UdSSR zum ersten Male eine Atombombe gezündet worden war.

Vor dem Versuch von Nevada waren viele Physiker überzeugt, daß auch eine unterirdische Atomexplosion nicht geheimgehalten werden könnte. Zwar würden in diesem Fall keine radioaktiven Teilchen in die Atmosphäre geblasen werden, aber empfindliche Seismographen müßten die Erdbebenwellen der Explosion auch über große Entfernungen hinweg registrieren.

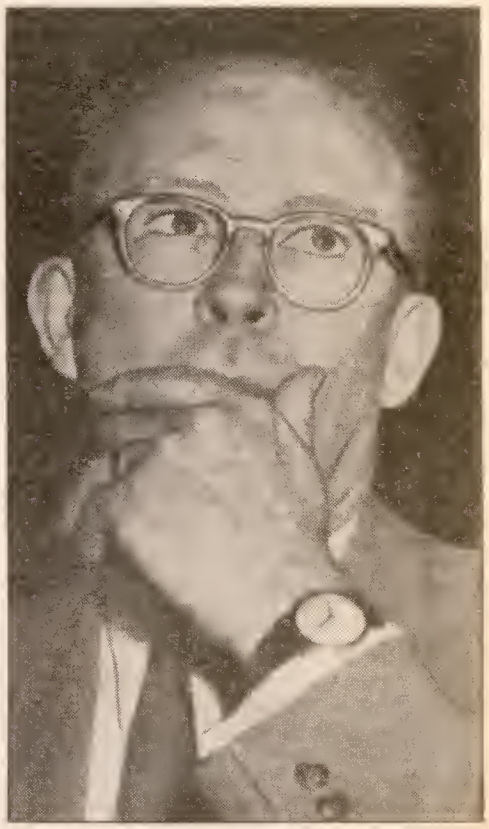
Diese Auffassung hatte einen der namhaftesten Erdbeben-Experten der Welt, den australischen Geophysik-Professor Keith Edward Bullen, veranlaßt, die amerikanische Atomenergiekommission um eine Atomexplosion für wissenschaftliche Zwecke zu bitten. Bullen hatte eine Theorie über den Schalenaufbau des Erdballs erarbeitet und hoffte, seine Thesen mit Hilfe einer Atom-Detonation überprüfen zu können.

Die Stöße, die von einem Erdbebenherd ausgehen, werden nämlich von den Schichten der Erdrinde verschieden stark abgelenkt und reflektiert; sie pflanzen sich etwa in einer Sandablagerung langsamer fort als in einem Kohlenflöz. Die Erdbebenforscher nutzen diese physikalischen Gesetzmäßigkeiten, um aus ihren Meßergebnissen (Seismogrammen) ein genaues Bild vom Innern der Erde zusammenzustellen.

Zur Untersuchung der obersten Erdschichten, etwa bei der Suche nach Öl oder Erzen, erzeugen die Geophysiker durch Dynamitsprengungen bescheidene Erdbeben und lesen an ihren Seismogrammen Tiefe, Lage und sogar Ergiebigkeit von Erdölvorkommen oder Erzlagern ab.

Die Sprengkraft der Atombombe, die Amerikas AEC für das geophysikalische Experiment zur Verfügung stellte, war jedoch viele tausend Male größer als die Detonationsstärke der Dynamitladungen von Erdöl-Prospektoren. Deswegen saßen an dem Tag, an dem die Bombe des unterirdischen Versuchs „Rainier" detonierte, die Forscher in rund 600 Erdbebenwarten aller fünf Kontinente gespannt vor ihren Seismographen. Ort und Zeitpunkt der Detonation — 19. September, 18 Uhr Weltzeit — waren vorher bekanntgegeben worden.

Als die Wissenschaftler der AEC die Bombe zur festgesetzten Zeit zündeten, hüpfte das Plateau des Berges unter der Wucht der Detonation rund 15 cm in die



US-Atomkommissar **Libby**
Ein Berg sprang in die Höhe

Höhe, dennoch zeigten die hochempfindlichen Meßgeräte in den Erdbebenwarten die Explosion nicht an.

Die Geophysiker konnten sich das überraschende Ausbleiben der Erdbebenwellen erst Monate später erklären, als die ersten Bautrupps der AEC in den 2100 m hohen Tafelberg vordringen durften. Vorsichtig begannen die Arbeitskolonnen den verschütteten Schacht zum Explosionszentrum freizulegen. Strahlenspürer überwachten die Arbeiten, denn die Wissenschaftler waren bereit, den Vorstoß in den Atombombenberg abzubrechen, sobald die Bautrupps die Zonen lebensgefährlicher Atomstrahlung erreichen würden.

Die Atom-Wissenschaftler konnten jedoch entgegen ihren Erwartungen den Stollen bis nahe an den Explosionsort vortreiben, ohne daß ihre Geigerzähler gefährliche Strahlungsmengen anzeigten. Dagegen mußten sie feststellen, daß die Temperatur immer stärker stieg, je mehr sie sich der Stelle näherten, an der Wochen zuvor die Bombe des Unternehmens „Rainier" detoniert war. Die unerträgliche Hitze und nicht — wie sie vermutet hatten — die radioaktive Ge-

fahr erzwang schließlich den Abbruch der Arbeiten.

Dennoch hatten die Spezialisten der Bautrupps genügend Erkenntnisse gesammelt, um das Explosionsrätsel lösen zu können. Die gewaltige Explosionshitze hatte das Gestein am Detonationsort zu einer riesigen glühenden Flüssigkeitsblase eingeschmolzen, die den größten Teil der Bombenenergie schluckte. Das schmelzende Gestein versiegelte den Explosionsort vollkommen, so daß nicht einmal gasförmige radioaktive Stoffe durch feinste Poren und Risse des Felsens entweichen konnten. Der überwiegende Teil der Explosionsenergie hatte sich in Wärme umgesetzt, die — wie in einer Kochkiste — noch heute in dem Versuchsberg aufgespeichert ist.

Aus diesem unerwarteten Befund, der bei dem Experiment gewissermaßen beiläufig anfiel, schließen die Wissenschaftler der Atomenergiekommission, daß man mit Hilfe dieser Kochkisten-Methode die Energie von Atomexplosionen möglicherweise technisch nutzen kann. Die Wissenschaftler denken zum Beispiel daran, Wasser in den heißen Berg hineinzuleiten. Der dabei entstehende Dampf könnte Turbinen zur Stromerzeugung antreiben.

Wenn die Forscher diese Vorstellungen tatsächlich verwirklichen können, hätten sie mithin ein neues Modell für ein höchst simples Atomkraftwerk entdeckt, das wahrscheinlich nicht einmal mit aufwendigen Schutzvorrichtungen gegen radioaktive Strahlen ausgerüstet zu sein brauchte. Kommentierte der amerikanische Atom-Kommissar Willard F. Libby den „Rainier"-Test: „Ich habe seit Jahren nichts gesehen, was so interessant ist wie unser neuartiger Wärmespeicher."

FILM

NEU IN DEUTSCHLAND

El Hakim (Deutschland). Die Marotte Otto Wilhelm Fischers für genialisch aufgeladenes, jugendstrotzendes Hochmenschentum hieß ihn, sich als John Knittels Bestsellerheld El Hakim zu verkleiden. Schwarzhaarig und stirngelockt weiß er Knittels ägyptischem Paracelsus die aufdringlichen Züge erlauchter Besessenheit und keimfreier moralischer Unantastbarkeit zu geben. Anders als noch im „Struensee" duldet er daher diesmal keinen Gegenspieler. Solche Selbstherrlichkeit macht den Film zwar pathetisch, aber sie läßt ihn undramatisch. Regisseur Rolf Thiele („Die Barrings") hat seinen Kameramann Klaus von Rautenfeld die photogene Nil-Szenerie so konterfeien lassen, daß sein Bilderbogen durchaus mit entsprechenden Hollywood-Produkten konkurrieren kann. (Roxy-Film.)

Die kleine Hütte (USA). Der Konversationsscherz des Autors André Roussin, ein Dreiecksgeplänkel auf einsamer Insel, das sich eher für intime Boulevard-Theater eignet, birgt für die farbige Leinwand zuwenig Schaueffekte. Die wohlerhaltene Figur der Ava Gardner in einem Baströckchen, das von Christian Dior ersonnen wurde, und die betont törichten Gesichter ihrer Partner Stewart Granger und David Niven entschädigen den Betrachter kaum dafür, daß er, vom Vor- und Nachspiel abgesehen, meist nur das gleiche winzige Stückchen schelmisch aufgeputzter Wildnis sieht. Andererseits wird dem Auge immer noch soviel Südsee-Natur geboten, daß die Ehe-Unruhen und Scheidungsdebatten der Filmhandlung bei allem großstädtischen Witz reichlich geziert klingen. (Herbson.)

Nachts im Grünen Kakadu (Deutschland). Mit einer nicht allein für ihren Jahrgang außerordentlichen Gelenkigkeit betreibt die Turn-Mutter des deutschen Films, Marika Rökk, nun Rock'n'Roll, Calypso oder schiere Bodenakrobatik. Ihr Partner, der Nachkriegs-Star Dieter Borsche, war vor vier Jahren, als Marika Rökk sich vorläufig vom Filmgeschäft zurückzog, noch der Inbegriff des feingearteten, verantwortungsvollen, von erhabenen Ideen besessenen deutschen Mannes. In diesem „Ausstattungsfilm" aber darf Borsche — im Gegensatz zur rüstigen Rökk — nicht viel mehr als ein sehr saures Lächeln zeigen. (Real-Film).

GESCHMACK

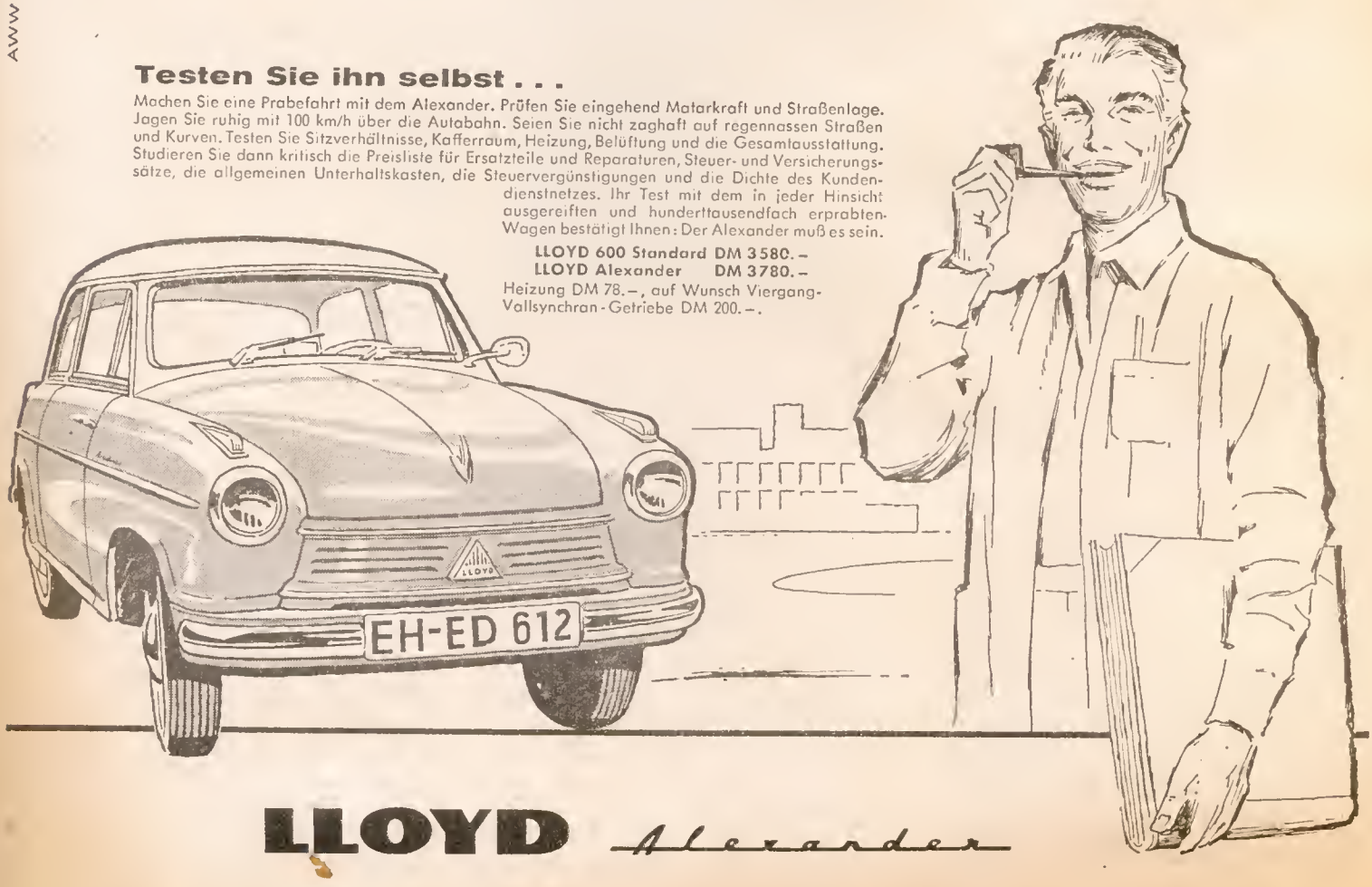
In einer Analyse der Kassenreporte amerikanischer Kinos kommt die „New York Times" zu dem Schluß, das diesjährige Sommergeschäft sei von „Filmen dubioser Qualität und vom Geschmack der Teenager" bestimmt worden. Anspruchsvollere Filme, wie „Der schlafende Prinz" (Laurence Olivier, Marilyn Monroe) und „Ariane — Liebe am Nachmittag" (Gary Cooper, Audrey Hepburn) seien nur mittelmäßige Kassenerfolge gewesen. Dagegen hätten Filme „mit Teenager-Appeal" — wie Musikfilme mit Elvis Presley und dem Rock'n'Roll-Sänger Pat Boone sowie Rassenproblemfilme mit Harry Belafonte — große Gewinne eingebracht. Kommentierte die „New York Times": „Warum das so ist, ... wird mit vielerlei Theorien erklärt. Eine der einleuchtendsten ... lautet: Die älteren Leute können zu Hause bleiben und die Filme, die sie sehen wollen, auf dem Fernsehschirm betrachten."

AWW

Testen Sie ihn selbst . . .

Machen Sie eine Probefahrt mit dem Alexander. Prüfen Sie eingehend Motorkraft und Straßenlage. Jagen Sie ruhig mit 100 km/h über die Autobahn. Seien Sie nicht zaghaft auf regennassen Straßen und Kurven. Testen Sie Sitzverhältnisse, Kofferraum, Heizung, Belüftung und die Gesamtausstattung. Studieren Sie dann kritisch die Preisliste für Ersatzteile und Reparaturen, Steuer- und Versicherungssätze, die allgemeinen Unterhaltskosten, die Steuervergünstigungen und die Dichte des Kundendienstnetzes. Ihr Test mit dem in jeder Hinsicht ausgereiften und hunderttausendfach erprobten Wagen bestätigt Ihnen: Der Alexander muß es sein.

LLOYD 600 Standard DM 3580.–
LLOYD Alexander DM 3780.–
Heizung DM 78.–, auf Wunsch Viergang-Vollsynchron-Getriebe DM 200.–.



LLOYD *Alexander*

SCHALLPLATTEN

DUVAL

Nach dem Song die Predigt

Zu Beginn des kommenden Jahres wird der 39jährige französische Jesuitenpater Aimé Duval vor sein bisher größtes Publikum treten, um zur Gitarre religiöse Chansons vorzutragen. Die Werbe-Kampagne, die sein Orden ausdrücklich genehmigt hat und die Duval als „großzügig, aber diskret" bezeichnet, soll dafür sorgen, daß die 9000 Plätze der riesigen Albert Hall in London zur englischen Premiere des Paters besetzt sind, obwohl Duval — im Gegensatz etwa zu dem amerikanischen Wanderprediger Billy Graham — den Besuchern seiner Massenveranstaltungen ein Eintrittsgeld abverlangt.

Trotzdem braucht Pater Duval in der Regel nicht um Zulauf zu bangen. Zumindest im französischsprachigen Teil Westeuropas rangiert er in der Publikumsgunst mit Filmstars und Schlagersängern auf einer Stufe. Seine landweite Popularität verdankt er nicht nur der Tatsache, daß ein öffentlich singender und Gitarre spielender Jesuitenpater eine ungewöhnliche Erscheinung ist. Seine Schlagersänger-Stimme und die von ihm selbst gedichteten und vertonten Songs haben sich vielmehr als so populär erwiesen, daß der singende Pater in Paris zu einem Idol der Teenager wurde. Im Gegensatz zu dem internationalen Teenager - Idol Elvis Presley trägt der Jesuiten-Pater Duval allerdings nur gottlobende Gesänge vor, und nicht selten benutzt er sie als Präludium für eine nachfolgende Predigt.

Duvals Repertoire besteht in der Hauptsache aus Liedern in der Art von Neger-Spirituals und höchst einfachen volksliedhaften Chansons mit leichtem Schlager-Einschlag. Nichtsdestoweniger zählen Schallplatten, die Duval besungen hat, überall in Frankreich zu den Bestsellern; sie erreichten Verkaufsziffern, die allenfalls noch von Harry Belafontes „Banana Boat Song" oder Elvis Presleys „White Sports Coat" übertroffen werden. Autogramme des Pater Duval, dem das amerikanische Nachrichten - Magazin „Time" kürzlich bescheinigte, er sei „einer der führenden Unterhaltungs-Stars in Frankreich", sind bei seinen meist jugendlichen Anhängern mindestens ebenso gefragt wie die von Brigitte Bardot und Eddie Constantine.

Dabei hat Duvals Karriere als Schallplatten- und Unterhaltungs-Star erst im vergangenen Jahr begonnen. Die Eheleute Maurice und Simone Robreau hatten den Pater zur Besichtigung ihres Ton-„Studios SM" gebeten. Das „Studio SM" war eine bescheidene Keller-Werkstatt, in der die Robreaus Schallaufnahmen religiöser Lieder anfertigten. Die Auflagen der „Studio SM"-Platten mit Gesängen von Trappistenmönchen oder vertonten Psalmen erreichten allerdings nur dreistellige Zahlen.

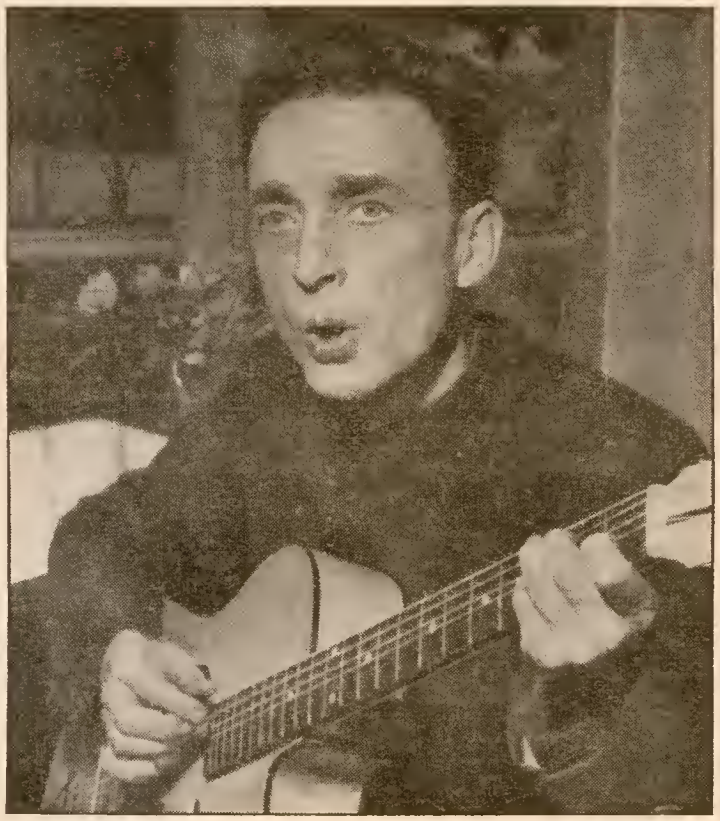
Maurice Robreau, der von Bekannten erfahren hatte, daß Duval gelegentlich selbstverfertigte Liedchen zur Gitarre sang, hoffte den Pater für eine Schallplattenaufnahme zu gewinnen. Aber Duval lehnte entrüstet ab: Er habe zwar schon oft vor Angehörigen katholischer Jugendbünde und auch als Straßenprediger in Spelunken gesungen, anschließend sei er jedoch stets seiner Verpflichtung gegenüber Gott nachgekommen, indem er zu den Zuhörern gesprochen habe. Eine Schallplatte ohne Predigt, so erklärte der Pater, sei wertlos. Außerdem könne er seine Hemmungen vor den Aufnahmemaschinen nicht überwinden.

Erst als Maurice Robreau dem Pater ein besonderes Tonbandkunststück vorgezaubert hatte — das Übereinanderkopieren drei verschiedener Gesangsstimmen ein und derselben Person —, überwand Duval seine Zurückhaltung. Er sang in die Mikrophone des „Studios SM" die Strophe:

Qu'est — ce que j'ai dans ma p'tite tête
A rêver comme ça le soir
D'un éternel jour de fête
D'un grand ciel que je voudrais voir*.

Robreau und der Pater einigten sich darauf, daß fürs erste 1500 Kopien dieser Aufnahme anzufertigen seien. Als Ersatz für die fehlende Predigt schlug Pater Duval einen besonderen Text vor, der auf den Schutzumschlag gedruckt werden sollte: „Meiner Mutter, die ihr ganzes Leben lang sehr arm war und nicht mehr auf ein anderes Paradies als auf das Paradies Christi wartet. A. Duval."

Die Platte wurde der größte Verkaufserfolg, den das „Studio SM" bislang verzeichnen konnte. Maurice Robreau mußte zusätzliche Arbeitskräfte einstellen und die Produktion ankurbeln, um allen Bestellungen nachkommen zu können. „Bis jetzt haben wir weit mehr als 100 000 Stück verkauft, eine für Frankreichs Schallplatten-Markt sehr hohe Zahl", erklärte er Mitte Dezember, „und die Bestellungen nehmen noch immer zu."



Schlagersänger Pater **Duval**: Von Ordensbrüdern gekidnapt

Je mehr Duval-Platten abgesetzt wurden, desto mehr Briefe gingen bei dem Jesuitenorden in Nancy ein, dem der Pater angehört: Der Orden möge gestatten, daß der singende Diener Gottes in der Öffentlichkeit auftritt.

Erst nach einigem Zögern stimmten die Ordensoberen einem solchen Vorhaben zu. Schließlich durfte Duval auf einer abgeklapperten Vespa, die er oft auch benutzte, um zu Gesang und Straßenpredigt in die verrufenen Viertel von Nancy zu gelangen, nach Paris fahren. In dem Kino „Gaumont Palace" hielt er einen „Großgottesdienst" und sang zum ersten Male vor einem größeren Publikum.

Sein Name, der durch die Schallplatten des „Studios SM" unterdessen weithin bekannt geworden war, lockte immerhin 5000 Menschen an, darunter auch einen Rundfunkproduzenten und Künstleragenten namens Maurice Sèveno. Dem Agenten gelang es, den in weltlichen Dingen nicht übermäßig erfahrenen Duval zu einem Vertrag zu überreden. Sèveno versprach, fürderhin Konzerte und Großveranstaltungen mit dem Pater als Alleinunterhalter zu organisieren und ihm darüber hinaus als Presse- und Werbeagent beizustehen.

Aber schon nach kurzer Zeit erwies sich, daß die Ansichten Sèvenos über die Mission eines singenden Paters sehr verschieden von denen Duvals waren. Der Impresario organisierte nämlich nicht nur Konzerte im Pariser „Cirque d'Hiver", im französischen Fernsehen und im „Olympia-Varieté", dessen Bühne sonst vorwiegend von Schleiertänzerinnen beherrscht wird, sondern verkaufte seine Nummer „Singender Pater" auch für 15 000 Dollar je Auftritt in die USA. Er vereinbarte mit dem amerikanischen Fernseh-Conférencier Ed Sullivan, daß Duval in der „Sullivan Show" singen sollte.

Der Jesuitenorden sorgte indes dafür, daß diese weitgesteckten Pläne nicht verwirklicht wurden. Wie die Pariser Zeitung „France-Soir" berichtete, bedienten sich die Ordensbrüder dabei handfester Methoden: Nach einem Konzert, das Impresario Sèveno im „Palais des Sports" organisiert hatte, wurde Duval — nach der Darstellung des „France-Soir" — von Abgesandten des Ordens regelrecht gekidnapt und in seine Klosterzelle nach Nancy gebracht. Der Orden verbot ihm weitere Auftritte und zwang den Manager, den Vertrag zu annullieren.

Inzwischen haben Ordensbrüder die Organisation von Konzerten, die Beantwortung der Verehrerpost (sechzig Briefe täglich), die Funktion des Presseagenten übernommen und den Pater Duval wieder als singenden Evangelisten eingesetzt. Die Ordensoberen haben ihm aus den Einnahmen seiner Gesangsdarbietungen einen Kleinwagen gekauft, mit dem Duval gegenwärtig nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Tournee-Plan Belgien und Holland bereist.

Als er während dieser Gastspielreise nach dem Geheimnis seiner Schallplatten- und Konzerterfolge gefragt wurde, antwortete Pater Duval, der sich für einen „bescheidenen Gitarrespieler mit einer armseligen Stimme" hält: „Ich kann mir meine Erfolge nur damit erklären, daß höhere Inspiration mir meine Melodien schenkt."

* Deutsch etwa:
Was habe ich in meinem kleinen Kopf,
daß ich auf diese Weise am Abend träume
von einem ewigen Feiertag
eines großen Himmels, den ich erblicken
möchte.

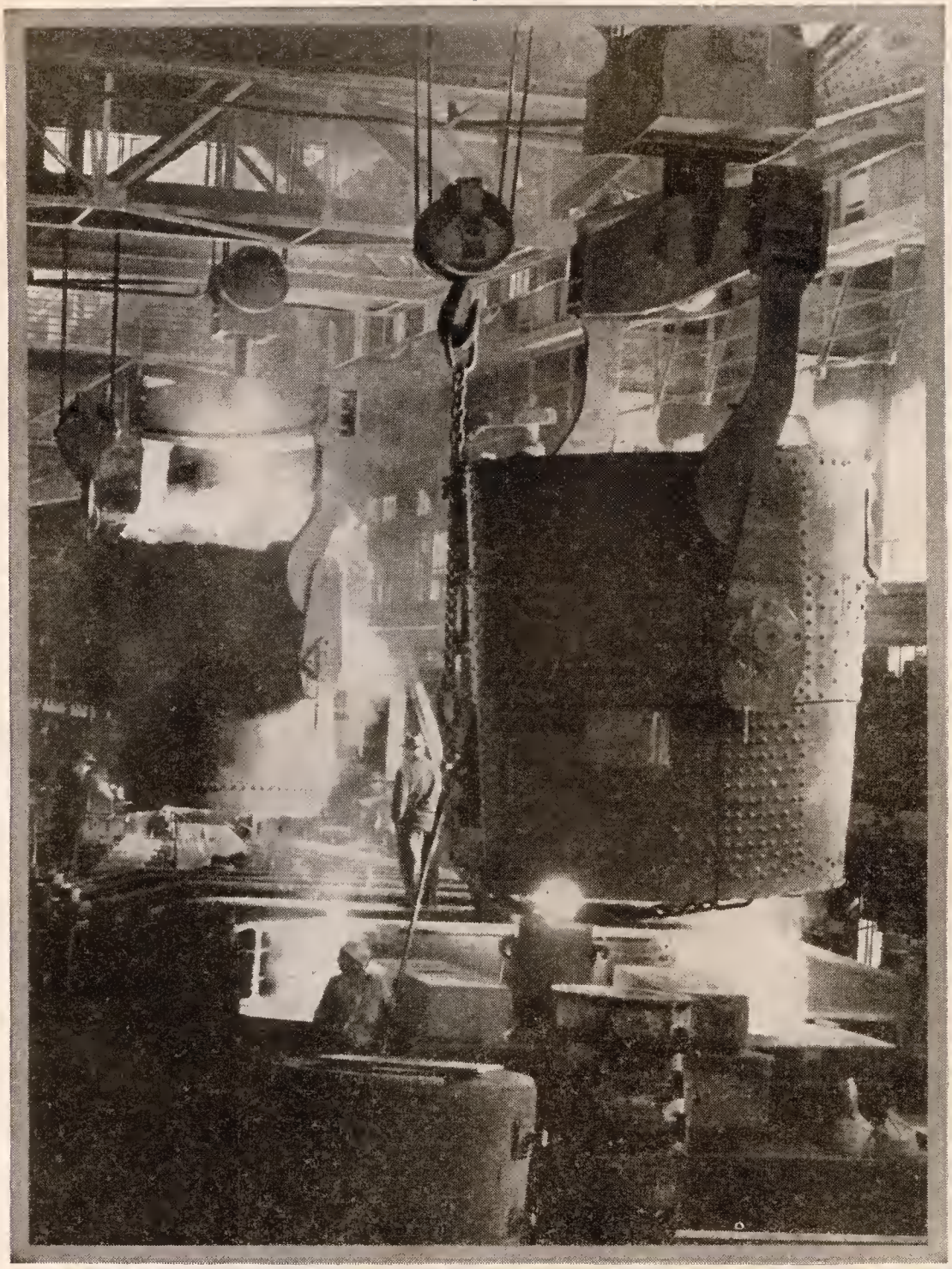
Es mehren sich in letzter Zeit Anregungen, Vorschläge und Maßnahmen — marktordnender, steuerlicher, sozialpolitischer, kredit- und währungspolitischer Art —, die das deutsche Ausfuhrgeschäft erschweren und belasten, wenn man ihnen folgen würde. Die deutsche Volkswirtschaft ist aber so stark mit der Weltwirtschaft verflochten, daß ein Rückgang der Ausfuhr das deutsche Volkseinkommen stärker beeinträchtigen würde, als vielerorts angenommen wird. Wir appellieren daher an alle Verantwortlichen, dieses Zusammenhangs immer eingedenk zu bleiben.

Unseren Geschäftsfreunden wünschen wir festliche Weihnachtstage und gute Gesundheit im kommenden Jahr 1958.

FRANZ KIRCHFELD GMBH

DÜSSELDORF BREITE STRASSE 3

TEL.: 8 41 51 - FERNSCHR.: 0858 1999 - TELEGR.-ADR.: KIRCHFELDSTAHL



HOCHWERTIGER STAHLFORMGUSS IN STÜCKGEWICHTEN BIS 250000 kg
MONATLICHES EINSATZGEWICHT UNSERER STAHLGIESSEREI: 2200000 kg

RUHRSTAHL AKTIENGESELLSCHAFT
WERK: HENRICHSHÜTTE, HATTINGEN-RUHR

PERSONALIEN

Wilhelm Haas, 61, Botschafter der Bundesrepublik in Moskau, ist beim Schlittschuhlaufen gestürzt und hat sich eine Rippenprellung zugezogen. Mit einer Rippenfellentzündung wurde er vorige Woche in ein Moskauer Krankenhaus eingeliefert.

Sefton Delmer, 53, Reporter-As und ehemaliger Deutschland-Korrespondent der Londoner Tageszeitung „Daily Express", wurde am 16. Dezember in München erstmals seit 18 Jahren von Adolf Hitlers ehemaligem Leibphotographen Heinrich Hoffmann wenige Stunden vor dessen Ableben empfangen. Hoffmann hatte sich mit Delmer aussöhnen wollen, mit dem er bis zum Ausbruch des letzten Krieges befreundet war. Hoffmanns Tochter Henriette, geschiedene Frau des ehemaligen Reichsjugendführers und Gauleiters Baldur von Schirach (gegenwärtig im Kriegsverbrechergefängnis Spandau), überreichte dem britischen Besucher, weil er die Nationalsozialisten in seinen Kriegs- und Nachkriegsreportagen als Barbaren bezeichnet hatte, zum Willkomm einen Blumenstrauß „mit barbarischen Grüßen".

Väinö Tanner, 76, Parteichef der finnischen Sozialdemokraten, während des letzten Weltkrieges Kabinettsmitglied, der auf sowjetischen Druck von der finnischen Justiz als „Kriegsverbrecher" zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden war, erklärte in Stockholm auf Reporterfragen: Gewiß wiesen seine (inzwischen publizierten) Memoiren Lücken auf, die er jedoch kaum werde ausfüllen können, wenn er nicht abermals „im Gefängnis lande",

Aga Khan IV., 21, Oberhaupt und Geldverwalter der mohammedanischen Ismaili-Sekte, der unlängst jegliches Interesse für junge Damen abgestritten hatte („Ich habe nicht einmal eine Freundin"), teilt die traditionelle Vorliebe seiner Väter für Nachtklubs und attraktive Frauen. Kurz nach der Rückkehr von einem Besuch seiner ostafrikanischen Gläubigen erholte er sich im Londoner Nachtklub "Casanova" mit seiner mexikanischen Kindheitsfreundin **Sylvia Casablancas,** 17, von den religiösen Pflichten. Als ein Photo-Blitzlicht abgeschossen wurde, verschwanden sie von der Tanzfläche.

Janet Dulles, 63, Ehefrau des (protestantischen) amerikanischen Außenministers John Foster Dulles, den sie zur Nato-Konferenz nach Paris begleitet hatte, machte von dort aus einen Abstecher nach Köln, um für zehn Stunden mit ihrem (seit 1941) römisch-katholischen Sohn, dem Jesuitenpater **Avery Dulles,** 39, zusammenzutreffen, der gegenwärtig am Jesuitenkolleg in Münster studiert. Die letzten Minuten vor der Rückreise des Paters nach Münster verbrachten Mutter und Sohn auf einer Holzbank des Bahnsteigs.

Eduard Rhein, 57, Chefredakteur der Hamburger Rundfunk-Zeitschrift „Hör zu", seit Jahren Gegner des Werbe-Fernsehens und speziell der „Schleichwerbung" in Fernsehsendungen (wenn beispielsweise als Requisiten Markenartikel mit sichtbarem Warenzeichen verwendet werden), nutzte am vorletzten Freitag eine Schleichwerbemöglichkeit weidlich aus. Rhein ließ sich, da die Auflage seiner Zeitschrift auf drei Millionen gestiegen war, für das Fernsehen interviewen und machte für „Hör zu" (dessen Fernsehteil beträchtlich erweitert werden solle) und für seine Bücher unentwegt Reklame. — Die Frage, ob ihm vom Verkaufserlös jedes „Hör zu"-Exemplars vertraglich ein Pfennig zufalle, beantwortete Rhein mit einem halben Ja.

Thomas Harlan, 28, Drehbuchverfasser, Sohn des Filmregisseurs Veit Harlan, 58, verlor in München die Berufung gegen eine Entscheidung des Amtsgerichts Starnberg, das ihm wegen Vortäuschung einer Straftat 200 Mark Geldstrafe auferlegt hatte. Er hatte ausgesagt, er habe das Motorboot seines Vaters gesteuert, als es im Mai 1955 auf dem Starnberger See ein Ruderboot rammte. Wie sich später herausstellte, war die Kollision von einem Freund Thomas Harlans herbeigeführt worden. Diesen Tatbestand hatte Harlan junior durch seine falsche Aussage verbergen wollen, weil sein Vater ihm den Umgang mit dem Freund (mit dessen Familie Veit Harlan verfeindet ist) untersagt hatte.

Karl Georg Zinn, 18, Unterprimaner in Wiesbaden, ältester Sohn des hessischen Ministerpräsidenten (SPD) Georg August Zinn, 56, beteiligte sich an einem Fernsehwettbewerb des Hessischen Rundfunks für Schüler-Orchester, in dem er mit seiner Kapelle „Papa Tietz' Jazz Men" — sie wurde früher von dem Schüler Tietz geleitet — den dritten Platz belegte.

RÜCKSPIEGEL

Der SPIEGEL berichtete ...

. . . in Nr. 2/1957 FINANZGERICHTE — *DIE BRILLE DER VERWALTUNG* darüber, daß die deutsche Finanzgerichtsbarkeit den Finanzministern der Bundesländer unterstellt ist (die auch die Finanzrichter ernennen) und mithin die Finanzbehörden in Streitfällen mit Steuerzahlern Partei und Richter zugleich sind. In mehreren Bundesländern besteht keine klare Trennung zwischen Finanzrichtern und Finanzverwaltung. Gegen diese Verquickung von Exekutive und Rechtsprechung hatten Erwerbsorganisationen und der Bund der Steuerzahler protestiert.

△ Vor kurzem wurde ein „Bundesgesetz über Maßnahmen auf dem Gebiet der Finanzgerichtsbarkeit" verkündet, das ab 1. Januar 1958 vorschreibt: Die Finanzgerichte sind unabhängige, von den Verwaltungsbehörden getrennte Gerichte der Länder. Die Richter werden auf Lebenszeit ernannt; ihnen dürfen keine Verwaltungsgeschäfte außerhalb der Gerichtsverwaltung übertragen werden. Zum Richter kann nur ernannt werden, wer die Fähigkeit zum Richteramt nach dem Gerichtsverfassungsgesetz besitzt. — Im Bundesland Hamburg ist das Finanzgericht vor einiger Zeit der Justizbehörde (Landesjustizministerium) unterstellt worden.

*

. . . in Nr. 41/1957 STATIONIERUNGSTRUPPEN — *DIE SCHATTEN DER NATO* über das anstößige Benehmen farbiger amerikanischer Soldaten und deutscher Dirnen im „Steinstraßen-Viertel" der Stadt Kaiserslautern, das die Einwohner nachts kaum noch zu betreten wagten. Auf Anregung der Stadtverwaltung hatte die amerikanische Armee schließlich das Viertel für ihre Angehörigen von 0 bis 24 Uhr gesperrt. Daraufhin erhoben der Inhaber eines Waschsalons und 13 Bar-Besitzer, die ihre amerikanische Kundschaft verloren hatten, gegen die Stadt Kaiserslautern Schadenersatzklagen.

△ Inzwischen ist die Sperre des Steinstraßen-Viertels für amerikanische Soldaten entsprechend einer Empfehlung der Stadtverwaltung auf die Zeit von 19 bis 7 Uhr beschränkt worden, nachdem die 22 Nachtlokale des Viertels den Betrieb eingestellt und die Dirnen Kaiserslautern in großer Zahl verlassen hatten. Mithin können die Amerikaner die Geschäfte und Werkstätten des Sperrgebietes während der Tagesstunden wieder aufsuchen. Frauen und Mädchen können abends wieder allein in Theater oder Kinos gehen, ohne belästigt zu werden. Die Nachtlokale halten weiter geschlossen. Das Landgericht Kaiserslautern hat mittlerweile die 14 Schadenersatzklagen gegen die Stadtverwaltung abgewiesen. Es stellte fest, daß die Empfehlung der Stadtverwaltung an den amerikanischen Truppenkommandeur, das Steinstraßen-Viertel zu sperren, angesichts der unzulänglichen deutschen Rechtsmöglichkeiten nicht nur keine Amtspflichtverletzung, sondern zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung sogar geboten war. Oberbürgermeister Dr. Sommer heute: „Kaiserslautern ist wieder eine anständige Stadt geworden."

*

. . . in Nr. 51/1957 HOHLSPIEGEL über den Protest Münchner Studenten gegen die Erneuerung eines kriegszerstörten Ziergitters (am Universitätsgebäude), das — wie sein Vorbild — in lateinischer Sprache den Horaz-Ausspruch trägt: „Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben."

△ Mittlerweile hat der Akademische Senat der Universität Professoren und Studenten aufgefordert, ihm einen lateinischen oder griechischen Sinnspruch zu nennen, „in dem ein Ideal zum Ausdruck kommt, für das es sich einzusetzen lohnt". Sobald ein akzeptabler Spruch eingeht, soll er gegen das Horaz-Wort ausgetauscht werden.

IM NÄCHSTEN HEFT

DER FLUG ZUM MOND ist nicht mehr Utopie, sondern ein binnen Jahresfrist erreichbares Nahziel russischer und amerikanischer Raumfahrtpläne. Unbemannte Raketen sollen mit Fernsehkameras den Mond umfliegen und zum erstenmal Aufnahmen von der unbekannten Rückseite des Erdtrabanten machen.

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

SPIEGEL-VERLAG GMBH.

Hamburg 1, Pressehaus, Telephon 32 15 11, Fernschreiber: 021 2318, Telegrammadresse: Spiegelverlag, Postscheckkto. Hamburg 7137

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR
Hans Detlev Becker

REDAKTION
Kurt Blauhorn, Walter Busse, Johannes K. Engel, Heinz Höhne, Hans Dieter Jaene, Dr. Horst Mahnke, Johannes Matthiesen, Robert Pendart, Hans Schmelz, Hellmut Tietel, Eberhard Wachsmuth, Georg Wolff, Hans Zielinski

REDAKTIONSVERTRETUNGEN INLAND
Berlin: Dr. Karl-Friedrich Grasse, Schöneberger Ufer 59, Tel. 24 26 07 · Bonn: Conrad Ahlers, Dr. Jochen Becker, Claus Lea Brawand, Mainhardt Graf von Nayhauß, Bundespressehaus VI, Tel. 2 15 81 · Frankfurt/Main: Dr. Gisela Oehlert, Untermainkai 19, Tel. 33 13 29 · Stuttgart: Peter Stähle, Alexanderstraße 63, Tel. 2 27 56 · München: Otto von Loewenstern, Schwanthalerstraße 2/6, Tel. 59 47 24 · Saarbrücken: Hans Hermann Mans, Försterstraße 40, Tel. 2 21 89

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Washington: Claus Jacobi, 4805 Sedgwick-Street N. W., Tel. Emerson 3 8036 · London: Dr. H. G. Alexander, W 14, 56 North End House, Tel. Fulham 02 93 · Paris: Lothar Ruehl, 50 Rue de Passy, Tel. Auteuil 53 59 · Rom: Joachim Schilling, Via Liguria 40, Tel. 47 66 52

MITARBEITER DIESES HEFTES
Kurt J. Bachrach-Baker, Wolfgang Becker, Ulrich Blumenschein, George Budik, Dr. Hans Germani, Gerhard Harn, Gert Kistenmacher, Klaus Kröger, Georges Moranz, Armin Gerwalt Müller, Dr. Heinz Pohle, Christa Ratzall, Rina Sanders, Ferdinand Simoneit, Martin Virchow, Georg Würtz

DOKUMENTATION
Arnfried Eichgrün, Günther Falk, German Hausknecht, Heinz Klotte, Marianne Lipcowitz, Johannes Neumann, Ulrich Piontek, Maria Rank, Hans-Wilhelm Rudolph, Walther von Schultzendorff, Robert Spiering

SPIEGEL-PHOTOS
Max Ehlert

ZEICHNUNGEN
Globus-Kartendienst

VERLAGSBÜROS
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Tel. 24 99 86, FS 0183/867 · Düsseldorf, Oststraße 41/43, Tel. 8 05 53, FS 0858/2737 · Frankfurt/M., Untermainkai 19, Tel. 33 13 29, FS 411/252 · München 15, Schwanthalerstraße 2/6, Kuttner-Haus, Tel. 59 47 23, FS 052/2501 · Stuttgart S, Alexanderstraße 63, Tel. 2 27 56, FS 072/2216

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
für Bundeswehr, Bundesländer, Gemeinden, SPIEGEL-Gespräch: Hans Dieter Jaene; für Kraftfahrt, Industrie, Internationales: Kurt Blauhorn; für Nato, Mittlerer Osten, Ungarn, Asien, England: Georg Wolff; für Fernsehen, Städtebau, Forschung, Film, Schallplatten: Johannes K. Engel; für Kunsthandel, Bücher: Walter Busse; für Personalien, Rückspiegel, Hohlspiegel: Johannes Matthiesen; für Briefe: Hellmut Tietel; für Bilder: Eberhard Wachsmuth (sämtlich Hamburg 1, Pressehaus)

Verantwortlich für Anzeigen M. Prädel, Hamburg 1, Pressehaus · In Österreich verantwortlich Hans G. Kramer, Wien 1, Freyung 6

DER SPIEGEL darf nur mit Zustimmung des Verlages in Lesemappen geführt werden

Satz u. Druck: Auerdruck GmbH., Hamburg 1, Pressehaus. Klischees Nelles & Co., Hamburg
Farbtitel: Siegert-Klischee, Braunschweig

HOHLSPIEGEL

Das Bezirksamt des Westberliner Stadtteils Kreuzberg beschloß, öffentliche Aufträge künftig nur an Firmen zu vergeben, die den folgenden Revers unterschrieben haben:

Ich habe davon Kenntnis genommen, daß öffentliche Bedienstete (auch nach Beendigung ihres Dienstverhältnisses) Belohnungen oder Geschenke in bezug auf ihr Amt nicht annehmen dürfen. Die unterzeichnete Firma verpflichtet sich, weder unmittelbar noch mittelbar Geschenke an öffentliche Bedienstete zu verteilen. Jede Zuwiderhandlung gilt als erhebliche Vertragsverletzung und berechtigt das Bezirksamt, das Vertragsverhältnis fristlos zu kündigen. Darüber hinaus bleibt die Beurteilung der Zuwiderhandlung nach strafrechtlichen oder sonstigen Gesichtspunkten unberührt.

▽

Fürst Rainier von Monaco und seine Regierung planen Maßnahmen gegen die Einbeziehung Monakos in den europäischen Gemeinsamen Markt, um die monegassische Industrie (eine Bierbrauerei, ein Spaghettiwerk und eine Fabrik für Spülklosett-Sitze) vor ausländischer Konkurrenz zu schützen.

▽

Bambergs Stadtrat setzte eine Ortsvorschrift für Außenwerbung außer Kraft, die drei Wochen zuvor durch Verkündung im Amtsblatt gültig geworden war. Der Referent der städtischen Baudirektion hatte seinerzeit im Amtsblatt nicht die vom Stadtrat beschlossene Vorschrift veröffentlichen lassen, sondern seine eigene Fassung, die der Stadtrat abgelehnt hatte.

▽

Der Verein „Kriegerehrenmal Bedburg e. V." in Bedburg bei Köln bat auswärtige Gewerbetreibende, die „mit der Stadt Bedburg in geschäftlicher Verbindung stehen", um eine Spende für die Errichtung eines Kriegerdenkmals.

▽

Landwirt u. Geflügelzüchter aus Niedersachsen wünscht Bekanntschaft mit passendem Mädel. Bin 29 Jahre, ev., gut aussehend u. 1,75 groß.

biete Einheirat

Eltern können mit übernomm. werd.
Zuschr. unter WP 7263 an den Verlag

Anzeige aus der Fachzeitschrift „Deutsche Wirtschaftsgeflügelzucht" (Stuttgart).

▽

Vor der Kolpingsfamilie Gaustadt (Kreis Bamberg) erklärte ein Redakteur des klerikalen „Bamberger Volksblattes" in einem Vortrag über die Presse, daß „alles, was keinen katholischen Geist atmet, zum Hause hinausgefegt" werden sollte.

▽

Beim Wohnungsreferenten der Stadt Würzburg beschwerte sich ein Major der amerikanischen Streitkräfte über Mietwucher: Ein deutscher Wohnungsinhaber habe von ihm für ein möbliertes Zimmer 420 Mark Monatsmiete verlangt.

▽

Die amerikanischen Streitkräfte in München haben das Krankenhaus Schwabing, das sie 1945 mit allem Inventar beschlagnahmt hatten, kürzlich freigegeben und so gründlich geräumt, daß es teilweise mit Lichtleitungen und Heizkörpern neu ausgestattet werden muß.

DURSTIGE MASCHINEN

stehen an der Großbaustelle; eine Million Liter Wasser verbrauchen sie für jeden Kilometer Autobahn. Schnellmontagerohre mit Mannesmann-Universal-Kupplung (MUK) ermöglichen eine durchgreifende Rationalisierung der Wasserförderung. Sie lassen sich infolge ihres leichten Gewichtes und ihrer seitensymmetrischen Form gut transportieren. Kuppeln und Entkuppeln sind nur ein paar Handgriffe, die Verlegung ist daher sehr einfach. MUK-Rohre werden für oberirdische Verlegung in verzinkter Ausführung, für unterirdische Verlegung bituminiert und umwickelt geliefert. Ihr Anwendungsgebiet ist universell. Überall da, wo Flüssigkeiten, Preßluft und Gase gefördert werden müssen, bewähren sich MUK-Rohre.

MANNESMANNREGNER

DÜSSELDORF-GERRESHEIM · IM BRÜHL 5 · RUF 69 30 36

Bitte ausschneiden und auf Postkarte kleben.

Ich interessiere mich für MUK-Rohre und bitte um Zusendung der Druckschrift 153 D

Name _____

Beruf/Geschäftszweig _____

Anschrift _____

569/1

ECKSTEIN
No
5
CIGARETTEN
...die immer neue Freude
echt und recht